





2



14



20



35

-
- 1** VORWORT
-
- 2** »IN DER KRISE SOLIDARISCH MIT DER GESELLSCHAFT, IN DER WIR LEBEN.«
Interview mit Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC
-
- 6** MITEINANDER IN VERBINDUNG – TROTZ PHYSISCHER DISTANZ
Blick der Online-Redaktion des Erzbistums auf »Corona«
Martina Richter
-
- 10** GOTT IM INTERNET – INTER MIRIFICA
Die Entdeckung des digitalen Raums in Zeiten von Corona
Sebastian Schwertfeger und Theresia Härtel
-
- 14** KOMMUNIKATION DES EVANGELIUMS DURCH SOCIAL MEDIA
@theresaliebt
Pfarrerin Theresa Brückner
-
- 16** AUS DER TRAUM?
Studieren in Berlin zu Zeiten von Corona
Juliane Link
-
- 20** CORONA – KRISE, CHANCEN, MÖGLICHKEITEN?
Ein Blick auf die Katholischen Schulen
Konrad Böhm
-
- 22** SINGEN VERBOTEN!
Tobias Segsa
-
- 25** »NICHT PLATT UND OBERFLÄCHLICH – IMMER IM RESPEKT VOR DEM ANRUFENDEN«
Das Corona-Seelsorgetelefon
Uta Bolze
-
- 27** HIN-GEHEN ODER DA-BLEIBEN ?!
Fragen aus der Klinikseelsorge in Corona-Zeiten
Luzia Hömberg
-
- 33** WIE DIE CORONA-PANDEMIE UNSERE WELT AUF DEN KOPF STELLE UND UNS IN UNSERER ARBEIT BESTÄRCKTE
Anne Langhorst
-
- 35** MISSION MITMENSCH UND ANDERE AKTIONEN DES CARITASVERBANDES
Michael Haas-Busch und Bernardette Feind-Wahlicht
-
- 40** EIN DIGITALER GLAUBENSKURS – GEHT DAS?
Klaudia Höfig und P. Jan Korditschke SJ
-
- 43** EHEVORBEREITUNG MIT BABY AM BILDSCHIRM
Brautpaare digital erreichen
Bettina Schade
-
- 46** DER FLICKEN MUSS ALLEMAL GRÖßER SEIN ALS DAS LOCH
Überlegungen zu Theologie und Kirche in Corona-Zeiten
Dr. Ulrich Kmiecik
-
- 50** BITTE KEIN NORMALZUSTAND
»Räume des Glaubens eröffnen« – Projekte im Erzbistum Berlin
Daniel Born, Bonifatiuswerk
-
- 53** FAREWELL IPZ!
Klaudia Höfig
-
- 54** BUCHBESPRECHUNGEN
-

ENDLICH WIEDER »SO WIE FRÜHER«!?

Liebe Leserin, lieber Leser,

Alle haben wir in den letzten Monaten eine Zeit erlebt, die sich niemand vorstellen konnte. Corona hat sich breitgemacht. Wir haben unsere Verwundbarkeit gespürt.

Erschreckende Bilder aus Italien, Einschränkungen im persönlichen Alltag, Sorgen um Familienangehörige und das eigene Leben, existenzielle Ängste um das wirtschaftliche Auskommen, der Papst alleine auf dem Petersplatz. Gleichzeitig war eine Welle der Solidarität und gegenseitigen Hilfsbereitschaft zu erleben.

Aber jetzt, jetzt »wird's ja endlich wieder lockerer«, so die einen, »Vorsicht, die nächste Welle kommt bestimmt« die anderen. Die Mund-Nasen-Masken baumeln kokett an einem Ohr, na und wenn jetzt Kitas und Schulen nach den Ferien auch wieder aufmachen ... Das »neue Normal« sieht zwar weiterhin Hygieneregeln vor, aber endlich geht es wieder in Richtung »so wie früher«. Schon seltsam, als ob das »alte Normal« alle rundum zufrieden gemacht hätte ... und jeder und jede genau dahin wieder zurück wollte.



Haben wir wirklich im selben Boot gegessen in den letzten Monaten?

Wenn man gut zuhört, zeigt sich nach der scheinbar kollektiven Erfahrung des Weges in den Lockdown hinein ein sehr differenziertes Erleben der Corona-Zeit. Es ist ein Unterschied, ob ich diese Zeit mit drei Kindern, homeoffice und meinem Ehrenamt erlebt habe, es meine Aufgabe war, den Betrieb der Gemeinde unter Hygienebedingungen aufrecht zu erhalten oder ich coronabedingt vor der Arbeitslosigkeit stehe.

Ich plädiere für eine Auszeit.

Denn vorschnelle kollektive Deutungen der Krisenzeit verbieten sich. Auch in der Kirche. Die vielen ganz individuellen Erfahrungen brauchen zunächst Raum und offene Ohren, um voneinander zu hören. Nicht alle haben dasselbe vermisst, nicht alle dasselbe erhofft und nicht allen hat dasselbe geholfen. Es könnte ein großer Schatz sein, einander zuzuhören. Erst im Austausch der Geschichten kann ein vollständigeres Bild dieser Zeit sichtbar werden. Und dann, erst dann beginnt die Diskussion, ob wir in das »neue Normal« der Kirche wirklich alles aus dem »alten Normal« mitnehmen wollen.

In unseren Gemeinden und Einrichtungen gab und gibt es unzählige Initiativen, die in kürzester Zeit mit kreativem Elan auf die Beine gestellt und ausprobiert wurden, inklusive Fehlerfreundlichkeit. Seelsorge und »miteinander in Verbindung bleiben« findet statt – mit Abstandsregeln! Einen kleinen Ausschnitt davon zeigen wir in dieser INFO, mal mehr nachdenklich, mal mehr weitergedacht. Wir beginnen mit dem Austausch der Geschichten und laden auch Sie dazu ein!

Ich wünsche Ihnen eine gute Sommerzeit
Ute Eberl

»IN DER KRISE SOLIDARISCH MIT DER GESELLSCHAFT, IN DER WIR LEBEN.«

Interview mit Generalvikar Pater Manfred Kollig SCCC

INFO *Mit dem Corona-Lockdown in Deutschland hat sich auch das kirchliche Leben vollkommen verändert. Sie haben in 26 Rundschreiben Anordnungen für das Erzbistum Berlin getroffen. Was war Ihnen dabei wichtig?*

KOLLIG In Krisenzeiten ist es besonders wichtig, dass die Katholische Kirche solidarisch ist mit der Gesellschaft, in der sie lebt. Die Not gemeinsam erkennen, annehmen und das Mögliche tun, um sie zu lindern, war und ist auch in der aktuellen Situation das Leitmotiv, das die Haltung in allen Rundschreiben prägt. Solidarisch sein in der Covid-19-Pandemie-Krise: Dazu gehört es auch, anzuerkennen, dass wir am Anfang fast nichts über das Virus und über dessen Ansteckungswege, über Abwehrsysteme und Risiken wussten. Mit den Rundschreiben wollten wir unsere Mitarbeitenden in den Pfarreien und Einrichtungen unterstützen, die jeweils aktualisierten Vorschriften, die für alle Bürgerinnen, Bürger gelten, auf die kirchlichen Bedarfe hin möglichst einheitlich auszulegen und anzuwenden.

INFO *Waren Sie zufrieden mit der Umsetzung der Vorgaben für die Gottesdienste und Seelsorgsangebote in Pfarreien und Einrichtungen? Ist das Ordinariat funktionsfähig geblieben?*

KOLLIG Im Austausch mit den Verantwortlichen in den Einrichtungen wie z.B. Katholischen Schulen und in Pfarreien habe ich den Eindruck gewonnen, dass sich die meisten Katholiken vor Ort an die Richtlinien und Empfehlungen gehalten haben. Das Ergebnis, dass es im Rahmen der von uns durchgeführten Gottesdienste und anderen Veranstaltungen bisher nur einen Fall von Ausbruch gab und dieser professionell bearbeitet wurde, spricht für sich. Auch das Ordinariat war funktionsfähig. Beispielsweise war zu jedem Zeitpunkt gesichert, dass Zahlungen getätigt, kirchenaufsichtliche Genehmigungen erteilt und Arbeitsverträge ausgestellt werden konnten. Ebenso wurden beispielsweise Hilfen für gottesdienstliche Feiern erarbeitet und veröffentlicht.

Die Corona-E-Mail-Adresse, an die Fragen geschickt werden können, funktioniert seit Mitte März an allen Tagen. Auch konnten Mitarbeitende motiviert werden, freie Arbeitskapazitäten für andere Dienste zur Verfügung zu stellen. So haben Lehrerinnen und Lehrer Katholischer Schulen beispielsweise Dienste im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe übernommen, deren Einrichtungen wegen geschlossener Schulen höhere Anforderungen erfüllen mussten. Die Schutzkonzepte wurden ebenfalls im Ordinariat erarbeitet und Pfarreien und Einrichtungen bei der Beschaffung von Hilfsmitteln unterstützt. Die Digitalisierung hat in diesen Wochen erhebliche Fortschritte gemacht. Die hohe Anzahl von Videokonferenzen und die Übertragung von Gottesdiensten sind Beispiele dafür.

Dies alles war nur mit dem großen Engagement der Mitarbeitenden in den entsprechenden Bereichen und Servicestellen des EBO möglich.



INFO *Wie konnte es trotz Ihrer Anordnungen zu den gehäuften Covid-19-Fällen in Stralsund und Vorpommern kommen?*

KOLLIG Dass es im Rahmen eines Gottesdienstes zu insgesamt acht Ansteckungen kam, ist bedauerlich. Wir werden auch unter Beachtung aller Hygienekonzepte und Vorsichtsmaßnahmen die Ansteckungsmöglichkeit im Rahmen von Gottesdiensten und anderen Veranstaltungen, die wir als Pfarrei oder Erzbistum verantworten, nicht ausschließen können. Der Fall, auf den Ihre Frage Bezug nimmt, hat gezeigt, wie wichtig es ist, datenschutzkonform Anwesenheitslisten mit Kontaktdaten zu führen, um im Falle eines Ausbruchs die möglichen Betroffenen schnell informieren zu können. Auch an dieser Stelle möchte ich für die gute Zusammenarbeit mit den zuständigen Gesundheitsämtern, dem Kreis, dem Katholischen Büro in Mecklenburg-Vorpommern und der Pfarrei St. Bernhard in Stralsund danken.

INFO *Die frühere Thüringische Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht hat den Kirchen vorgeworfen, sie hätten die Menschen in der Corona-Krise alleingelassen. Haben die Kirchen versagt oder lief vieles nur unterhalb der öffentlichen Wahrnehmung?*

KOLLIG Wenn solche Vorwürfe erhoben werden, sollten wir sie ernstnehmen. Interessant ist zu erfahren, was denn Menschen wie Frau Lieberknecht sich in dieser Situation

von den Kirchen wünschen. Wir sollten diesen Vorwürfen nicht einfach entgegenhalten, dass die Katholische Kirche doch viel getan habe. Vielleicht war es so, wurde aber nur teilweise wahrgenommen.

Mein derzeitiger Eindruck, dem natürlich noch keine belastbare Auswertung der letzten vier Monate zugrunde liegt, ist, dass unsere Präsenz und das pastorale Wirken von Ort zu Ort sehr unterschiedlich aussahen. Während in einer Pfarrei Menschen so präsent waren, dass im Vergleich zu den »normalen Jahren« dreimal so viele Osterkerzen verkauft wurden, sprach in einer anderen das Team der Seelsorgerinnen und Seelsorger von »Coronaferien«. Während von einer Stelle berichtet wird, man habe regelmäßig mit den Erstkommunionkindern und deren Eltern Telefongespräche geführt und kenne die Kinder und deren Familien besser als über die üblichen Gruppentreffen, wurde anderorts die Katechese ausgesetzt.

Eine gründliche Auswertung müssen wir vornehmen, um für die nächste Krise zu lernen. Leiten muss uns bei alledem unser Auftrag: Durch die Getauften und Gefirmten will Gott in dieser Welt gegenwärtig sein und wirken. Diese Präsenz kann je nach Situation unterschiedlich aussehen. Die Menschen müssen uns aber auf irgendeine Art und Weise erreichen und unsere Dienste in Anspruch nehmen können, auch in jeder Form von Krise.

INFO *Nicht alle kirchlichen Stellen haben die Übernahme der staatlichen Corona-Anordnungen lautlos akzeptieren wollen. Darf der Staat so radikal in das kirchliche Leben*



Foto: Holger Peitz

Gestreamter Gottesdienst aus der Kirche Maria Frieden in Berlin-Mariendorf ohne Gottesdienstbesucher

eingreifen und sogar Gottesdienste untersagen? Sehen Sie einen Schaden im Staats-Kirchen-Verhältnis?

KOLLIG Im Erzbistum Berlin haben die offiziellen Stellen der Katholischen Kirche, das heißt die Pfarreien und das Erzbistum als Körperschaften Öffentlichen Rechts mit den staatlichen Stellen gut zusammengearbeitet. Wenn wir – und das kam in den drei Bundesländern, in denen wir wirken, nur sehr selten vor – den Eindruck hatten, dass wir nicht gerecht behandelt oder unsere Bedarfe übersehen wurden, konnten wir das ausnahmslos mit den zuständigen Stellen konstruktiv klären und lösen. Dabei haben uns die Katholischen Büros für Berlin und Brandenburg und für Mecklenburg-Vorpommern sehr unterstützt.

Sie sprechen mit Ihrer Frage noch etwas sehr Grundsätzliches an: Nämlich die Freiheitsrechte, die wir in Deutschland genießen. Zu diesen gehört auch das Recht auf freie Religionsausübung. Diese Freiheitsrechte wurden meines Erachtens nicht unverhältnismäßig eingeschränkt. Freiheit muss immer im Einklang stehen mit Verantwortung. Ein wesentlicher Aspekt der Verantwortung, die der freie Mensch übernimmt, ist die Fürsorge für sich und für andere Menschen. Eine konkrete Form der Fürsorge ist es, sich und den anderen Menschen zu schützen. Freiheit und Lebensschutz – im Falle der Pandemie Schutz vor Ansteckung durch ein unberechenbares Virus – sind zusammenzudenken. Und wenn Menschen durch freie Entscheidungen anderer gefährdet werden, müssen Freiheiten wie etwa das Recht auf freie Religionsausübung oder das Demonstrationsrecht, mit der nötigen zeitlichen Befristung versehen, eingeschränkt werden.

INFO *Hätten die Kirchen stärker einfordern müssen, gerade in der Krise den direkten Kontakt zu den isolierten Menschen, zu den Sterbenden und Einsamen zu bekommen?*

KOLLIG Die Kirchen haben dies eingefordert. Und es wurden ihnen die Möglichkeiten, die Schwerkranken und Sterbenden zu besuchen, gegeben. Wenn aber vor Ort nicht die nötige Schutzkleidung vorhanden war, musste dies zunächst einmal akzeptiert werden. Dieses Problem hat sich schnell gelöst. Wir dürfen nicht vergessen, dass auch wir als Kirche auf eine solche Situation nicht vorbereitet waren.

INFO *Erstaunlich schnell haben sich die Pfarreien, Gemeinden und Einrichtungen auf gestreamte Gottesdienste und z.T. auch auf Skype-Konferenzen eingestellt. Auch die Impulse zu Ostern und Pfingsten fanden sich zahlreich auf den Homepages. Wird die Kirche in Zukunft digitaler sein und wo wird der seelsorgliche Direktkontakt notwendig bleiben?*

KOLLIG Dass auf der Ebene des Erzbistums, der Pfarreien und der Einrichtungen zentral und regional so viele Gottesdienste »gestreamt« wurden, ist zunächst einmal dankbar anzuerkennen. Es gibt sehr viele positive Rückmeldungen. Menschen waren dankbar, dass sie auf diese Weise gerade

auch in der Österlichen Bußzeit und am Osterfest Gelegenheit hatten, das Wort Gottes zu hören und eine Auslegung des Wortes in die aktuelle Situation hinein angeboten zu bekommen, Kirchenlieder zu hören und mit dem Erzbischof und den Priestern vor Ort verbunden zu sein.

Ein wesentlicher Aspekt von Gottesdienst fällt aber bei gestreamten Gottesdiensten weg: Dass Gottesdienst ein dialogisches Geschehen ist, ein Gespräch nicht nur des Bischofs oder des Priesters, sondern der ganzen Gemeinde mit Gott. Gemeinsam antworten die Menschen auf das Wort Gottes mit ihrem Glaubensbekenntnis, gemeinsam beten sie als Vorbereitung auf den Gang zum Tisch des Herrn das Vaterunser. Generell müssen wir uns eingestehen, dass bei übertragenen Gottesdiensten ohne Gemeinde der Eindruck erweckt wird, die Gemeinde sei nur Zuschauer und dann sei es doch egal, ob sie im Kirchenraum oder vor dem Bildschirm zuschaut.

Auch Beratungen und Begleitungen, Katechese und Seminare brauchen die direkte Begegnung, bei der man Botschaften nicht nur über das gesprochene Wort, sondern auch über Mimik und Geste wahrnehmen kann und es eine andere Dynamik im Austausch und in der Diskussion gibt.

INFO *In der Corona-Krise sind die Virologen verständlicherweise auf allen Kanälen präsent. Was kann die Botschaft der Kirche in dieser Bedrohungslage sein?*

KOLLIG Die Virologen müssen so präsent sein, weil die Menschen ein großes Bedürfnis haben, möglichst viel über das Virus und die Pandemie zu erfahren, um die Gefahrenlage für sich einschätzen und sich gegebenenfalls schützen zu können. Die Kirche hat die Botschaft, dass der Mensch in dieser Welt weder allwissend noch unverletzbar, weder allmächtig noch ewig ist. Er muss deshalb aber nicht in Panik geraten, sondern darf darauf vertrauen, dass es eine

Pater
Manfred Kollig
SSCC



gute Zukunft gibt. Er darf Lösungen der Probleme suchen mit der Aussicht, sie zu finden; er darf Lösungen in dieser Welt erwarten. Und er darf auf Erlösung hoffen nach dem Tod. Er darf an Gott glauben, der mit dem Menschen durch die Krisen geht; so unscheinbar anwesend, dass man seine Spuren in dieser Welt leicht verwischen und seine Botschaft leicht überhören konnte.

Die Frage ist, ob die Menschen diese Botschaften hören wollen und sich davon einen Gewinn für ihr Leben versprechen, so wie sie sich dies von den Botschaften der Virologen erhoffen. Eine weitere Frage ist, ob wir als Kirche diese Botschaft als wichtig erachten und selbst daran glauben und danach handeln.

INFO *Bereits zu Beginn der Pandemie haben Sie auf den Tschechischen Theologen Tomáš Halík hingewiesen. Er will die leeren Gotteshäuser zum Anlass nehmen, gründlich über den kirchlichen Betrieb nachzudenken. Was kann das »Kirchenfasten« bewirken?*

KOLLIG Kirche als Anbieter oder auch als Entdecker? Ist Christus aus dieser Kirche ausgezogen und eher an anderen Orten zu finden?

INFO *Hat der Lockdown bleibende Folgen für das kirchliche Leben? Wir schätzen Sie die Situation ein? Kommen die Leute zurück? Wo sehen Sie jetzt die großen Herausforderungen für die kirchliche Praxis?*

KOLLIG Als Kirche sind wir nicht mehr überall der Anbieter, der Träger oder der führende Verband für spirituelle und diakonische Dienste. Wir müssen prüfen, ob wir erwarten können, dass andere bei uns mitmachen und uns unterstützen. Und wir müssen verstärkt fragen: Wo können wir mitmachen, gute Initiativen unterstützen, die nicht von Katholiken, nicht von religiös motivierten Menschen ausgegangen sind. Initiativen, die aber dem Geist des Evangeliums und dem Willen Jesu entsprechen.

Vielleicht fehlt es uns gerade an dieser Bescheidenheit, unsere Gaben und Möglichkeiten jenseits eines kirchlichen Rahmens anzubieten und einzusetzen. Dies ist bedauerlich, denn die Unterstützung guter Initiativen, die außerhalb von Kirche entstehen und verantwortet werden, ist auch eine Weise, missionarisch Kirche zu sein und zu evangelisieren, indem wir entdecken und unterstützen, wo jenseits kirchlich verantworteten Lebens der Geist Gottes wirkt.

INFO *Erzbischof Dr. Heiner Koch wird am 15. August unser Erzbistum dem Herzen Jesu und Mariä weihen. Mit dieser Weihe wird eine alte Tradition in den Kontext der aktuellen Pandemie gestellt. Was will die Kirche damit zum Ausdruck bringen?*

KOLLIG Angesichts der Länge dieses Interviews fasse ich mich kurz, da ja diese Fragen bereits auf einem Andachtsbildchen und in einer für den 15. August herausgegebenen Gottesdiensthilfe beantwortet sind.

In Krisenzeiten haben immer wieder Päpste und Bischöfe die Kirche, ein Bistum und manchmal sogar die Welt Gott geweiht. Dies hat zweierlei Bedeutung: Einerseits bedeutet sich weihen sich anzuvertrauen. In den Krisen vertrauen wir die Kirche und die Gesellschaft der Liebe Gottes und Mariens an, wie sie sich im Bild der Pietà ausdrückt. Sich weihen bedeutet auch, sich in die Pflicht nehmen zu lassen, Botschafterin und Botschafter dieser Liebe Jesu Christi zu sein nach dem Vorbild Mariens. Sie zeigt den gekreuzigten Jesus Christus der Öffentlichkeit.

Die Weihe ist ein frommer Akt, der nicht allen Katholiken unseres Erzbistums gleichermaßen wichtig sein wird. Sie ist aber auch Selbstverpflichtung, solidarisch zu sein und fähig zum Mitleiden – und dies in der Nachfolge Jesu und nach dem Vorbild Mariens. Pietà bedeutet beides: Frömmigkeit und Mitleid, Gebet und Tat, Vertrauen und Handeln.

INFO *Zum Schluss eine Frage zu Ihrer eigenen Ordensgemeinschaft. Die Arnsteiner Patres werden im August des Jahres einen Internationalen Konvent in Berlin errichten. Wie ist es dazu gekommen? Was dürfen wir erwarten? Wo werden die Patres wirken?*

KOLLIG Vor drei Jahren ergriff der damalige Generalsuperior der Ordensgemeinschaft die Initiative und bat die Deutsche Provinz, eine Internationale Gemeinschaft in Berlin zu gründen, weil er die Sendung der Gemeinschaft in Europa stärken will. Daraufhin haben die für Indonesien, für Mozambique und die DR Kongo sowie für Deutschland zuständigen Provinzialobern dies geprüft und sich nach Verhandlungen mit dem Erzbischof, den Verantwortlichen für pastorales Personal und für die Ordensgemeinschaften bereit erklärt, am 15. August 2020 eine Gemeinschaft neben der Kirche Herz-Jesu in Charlottenburg zu eröffnen. Die Patres werden für die französischsprachige Gemeinde zuständig sein, in der englischsprachigen Gemeinde mitarbeiten und an den anderen Kirchorten im Pastoralen Raum Charlottenburg als Vikar bzw. Subsidiar mitwirken. Außerdem sollen sie helfen, die Möglichkeiten einer »Citypastoral« in diesem Raum zu erkunden.

Persönlich freue ich mich, dass es sich ohne mein Zutun ergeben hat, dass die Mitbrüder im selben Pastoralen Raum wohnen wie ich, zu dem ja auch die Kirche und Gedenkstätte Maria Regina Martyrum gehört. Was die Erwartungen betrifft, bin ich immer ein Freund des Abwartens. Auf jeden Fall dürfen wir hoffen, dass auch diese Gemeinschaft durch die Haltung und ihr Verhalten unter den aktuellen Bedingungen ihren Geist erfahren lässt, aus dem sie gegründet wurde: die Liebe Gottes zu betrachten, zu verkünden und zu leben, wie es zum Beispiel der hl. Damian De Veuster getan hat, der einer der bekanntesten Mitglieder der Ordensgemeinschaft ist.

Die Fragen stellte Hermann Fränkert-Fechter.

Martina Richter

MITEINANDER IN VERBINDUNG – TROTZ PHYSISCHER DISTANZ

Mit vielen kreativen Ideen, Unterstützung von Ehren- und Hauptamtlichen und Mut, neues zu wagen, haben die Gemeinden im Erzbistum Berlin ganz unterschiedliche Wege gefunden, mit den Kirchenmitgliedern in Verbindung zu bleiben.

»Kleiner Sonntagsgruß« – mit diesem Betreff erhielt ich unerwartet kurz vor Ostern eine E-Mail unseres Pfarrers, der seitdem regelmäßig einen elektronischen Gruß verschickt mit Predigtgedanken, Tipps für Hausgottesdienste, Regelungen der Bistumsleitung und Segenswünschen. Ich habe nicht jede Mail komplett gelesen, manche aus Zeitgründen auch einfach nur weggeklickt – aber sie alle doch erfreut zur Kenntnis genommen als Zeichen der Verbundenheit in Zeiten, in denen man sich sonntags eben nicht auf dem Pfarrhof treffen kann.

Nach sieben langen Wochen war die Erleichterung und Freude vielerorts spürbar, dass die Gottesdienste nun wieder gemeinsam gefeiert werden können – wenn auch unter neuen Bedingungen und der Einhaltung bestimmter Hygieneregeln. Für die meisten Pfarrer war es ungewohnt, in eine leere Kirche hinein zu predigen, nicht interagieren zu können, keinen persönlichen Kontakt zu ihren Gemeindemitgliedern zu haben. Aber genauso schwierig war es für die Gemein-

demitglieder, auf die Gemeinschaft verzichten zu müssen, Hausgottesdienste zu feiern oder die Messfeier im Livestream mit zu verfolgen. Eine ganz neue Erfahrung für alle Beteiligten: Von jetzt auf gleich musste neue Technik eingesetzt werden, ohne viele Zeit, das erst einmal in Ruhe testen zu können.

»Das hat auch uns kalt erwischt«, erzählt Johannes Rogge, der Multimediareakteur im Erzbistum Berlin. Denn auch für St. Joseph hieß es sofort: Livestream der Sonntags- und Festgottesdienste. Und er hält fest: »Auch bei uns hat nicht alles von Anfang an perfekt funktioniert. Aber ich bin begeistert, was die

Haupt- und Ehrenamtlichen in den Pfarreien unseres Bistums alles in kürzester Zeit auf die Beine gestellt haben, um mit ihren Gemeindemitgliedern in Verbindung zu bleiben!« Livestream oder neue digitale Formate waren eine Möglichkeit, die Menschen zu erreichen, sich mitunter auch neue Zielgruppen zu erschließen, zu zeigen »Wir sind für Sie da!« – aber erreichen kann man damit nur einen Bruchteil der Menschen, die normalerweise sonntags in die Kirche kommen. Doch was ist mit den Menschen, die weder E-Mail noch Internet haben oder bei denen schlichtweg die digitalen Kontaktdaten fehlen?



Martina Richter,
Referentin
Öffentlichkeits-
arbeit im
Erzbistum
Berlin

GANZ PERSÖNLICH GEMEINT

Nicht nur Erzbischof Koch hatte die Idee, alle Kirchenmitglieder im Erzbistum Berlin ganz klassisch zu grüßen und ihnen Mut zuzusprechen sowie auf konkrete Hilfsangebote hinzuweisen – auf dem Postweg. Die neue Pfarrei St. Bernhard in Stralsund steckte sowieso gerade in den Planungen, einen Brief an alle Pfarreimitglieder zu versenden, um verschiedene Projekte vorzustellen, die Unterstützung benötigen. Das Fundraisingschreiben wurde kurzerhand vorgezogen und

mit einem neuen Zweck versehen – nämlich auf ein konkretes Unterstützungsangebot hinzuweisen: Die Lazarusdienste in Stralsund haben ihr seelsorgliches Telefonangebot speziell für die Coronazeit ausgebaut und bieten Gespräche gegen die Isolation und Unterstützung bei Besorgungen des täglichen Bedarfs an. »Der pastorale Brief mit einer Ermutigung zu Ostern verbunden mit diesem konkreten Hilfsangebot kam sehr gut an«, berichtet Uta Bolze von der Fundraisingentwicklung, die die Umsetzung des Mailings von Bistumsseite aus begleitete. Und sie betont: »Es ist ein großer Schatz den wir haben, dass wir unsere Mitglieder anschreiben dürfen. Das ist ein so wichtiges Mittel der Kommunikation, das

Johannes Rogge,
Multimediarredakteur
im Erzbistum
Berlin



nicht nur in Krisenzeiten eingesetzt werden sollte, sondern vor allem auch zur Mitgliederbindung. Und wir können die Menschen beim Namen nennen – die persönliche Anrede ist von unschätzbarem Wert: Ich bin nicht ein x-beliebiges Gemeindeglied – ich bin ganz persönlich gemeint und mir wird Hilfe angeboten oder ich werde um Unterstützung gebeten.«

Das hat sich auch Pfr. Christoph Zimmermann aus Herz Jesu Neuruppin gedacht und »seinen« Katholiken einen Brief geschrieben: »In dieser schwierigen und ungewissen Zeit wende ich mich auf diesen Weg an Sie persönlich. Sie sollen wissen, dass nicht nur ich, sondern auch viele andere Menschen unserer Gemeinde an Sie denken und für und mit Ihnen beten.« Neben ermutigenden und österlichen Gedanken waren dem Schreiben auch konkrete Hilfsangebote beigefügt. Auch die Kirchenmitglieder in Salvator Lichtenrade haben als Zeichen der Verbundenheit Post bekommen verbunden mit dem Aufruf, die Hecke am Pfarrgrundstück österlich zu schmücken als Zeichen »Wir sind noch da, wir sind sichtbar!« – und es ist eine wunderschöne Osterhecke entstanden. Außerdem gibt es täglich einen Impuls aus dem Pastoralteam, das auf der Internetseite der Gemeinde veröffentlicht wird. Seit Anfang Juni hängt ein großes Banner am Zaun mit dem Schriftzug #inverbindungbleiben. Der Gedanke dahinter: Eintreten und miteinander in Verbindung bleiben. Jede/-r kann auf der LKW-Plane Grüße hinterlassen, miteinander in Verbindung treten, Bilder ankleben, Angebote vorschlagen und bewerben usw. So entsteht ein buntes und sichtbares Miteinander entstehen.

In Potsdam gab es neben vielen anderen kreativen Kommunikationsmaßnahmen die Idee, in der offenen Kirche kleine Geschenke und Selbstgebasteltes zu sammeln, um im örtlichen Krankenhaus über die Seelsorgerin Osterfreude zu verbreiten.

Die Sozialarbeiterin im Pastoralen Raum Buch-Bernau-Eberswalde, Andrea Baro, erzählt, dass eine zentrale Rufnummer eingerichtet wurde, unter der ein Seelsorger des pastoralen Teams oder sie selbst erreichbar ist. »Anrufen kann



Auch bei uns hat nicht alles von Anfang an perfekt funktioniert. Aber ich bin begeistert, was die Haupt- und Ehrenamtlichen in kürzester Zeit auf die Beine gestellt haben, um mit ihren Gemeindegliedern in Verbindung zu bleiben!





Foto: Oliver Bours



*Diese Verbindung zu
spüren, die wir durch viele
frühere Aktionen
untereinander aufbauen
konnten, war etwas
ganz Besonderes.*



jede/-r, es geht nicht primär um ein Krisen- oder Sorgentelefon. Uns interessiert im Sinne einer ›Erzählwerkstatt‹, wie die Menschen diese Zeit meistern. Wir wollen einfach ansprechbar und da sein, wenn jemandem die Decke auf dem Kopf fällt oder sich Langeweile breit macht und würdigen, wie Menschen diese Zeit bewältigen. Dies gilt insbesondere für Senior/-innen, Alleinstehende und für Eltern und ihre Kinder. Darüber hinaus stehe ich bei Existenzängsten oder sozialen Problemen im Sinne einer Wegweiserberatung zur Verfügung.«

In der Gemeinde Heilig Geist Charlottenburg entstand in der Passionszeit eine Idee speziell für Familien, denn digitale Angebote gab es für diese Zielgruppe dort nicht. Es sollte ein selbst erstelltes Video entstehen, zusammengestellt aus den Einzelteilen der Passion, angefangen mit dem Einzug Jesu in Jerusalem über den Kreuzweg bis hin zur Auferstehung. »Das bot in der ersten Zeit der Corona-Schulschließungen die Gelegenheit, einmal als Familie gemeinsam kreativ zu werden, sich mit den Bibeltexten näher zu beschäftigen und gleichzeitig von Zuhause etwas für Andere zu tun, auch wenn gleichzeitig die Belastung durch Home-Schooling und die Umorganisation des neuen Alltags Zeit und Kraft kostete« erzählt Lydia Funke aus der Gemeinde Heilig Geist, die die bis dahin selbstverständliche Gemeinschaft und Begegnung mit anderen Familien bei den liturgischen Angeboten in der Gemeinde sehr vermisst.

Die zehn beteiligten Familien bekamen eine Textvorlage, sodass die Erzählung aus einem Guss war. Im Mittelpunkt der Arbeit stand der Kreuzweg Jesu mit mehreren Stationen. Die einzelnen Teile der Passionsgeschichte wurden bildlich dargestellt oder mit Figuren nachgestellt, ganz wie es die Familien vermochten, und jede Szene wurde unterschiedlich gestaltet, was auch den Charme des Familienprojekts ausmachte. Eine Familie übernahm am Ende die technische Umsetzung, d.h. den Zusammenschchnitt der einzelnen Teile. Neben den vielen positiven Rückmeldungen aus der Gemeinde nach der ersten Veröffentlichung auf der Homepage, war es ein besonderes Erlebnis für die Kinder, die eingesprochenen Stimmen der Freunde zu erkennen und eine Verbindung zu spüren, auch wenn sie sich wochenlang nicht sehen und treffen konnten.

»Besonders berührend war es ebenfalls zu wissen, dass sich andere Familien aus der eigenen Gemeinde den Film ebenfalls am gleichen Tag oder auch zur gleichen Uhrzeit ansehen würden. Diese Verbindung zu spüren, die wir durch viele frühere Aktionen untereinander aufbauen konnten, war etwas ganz Besonderes und hat geholfen, ein bisschen Gemeindeleben auch über die Zeit der Kontakteinschränkungen zu retten«, erinnert sich Lydia Funke und ergänzt: »So ein aufwändiges Projekt war eine ermutigende und stärkende Aktion, die aber in Zukunft niemals die echte Begegnung ersetzen könnte. Sie hat uns gezeigt, wozu wir in der Lage sind, aber auch, was wir aneinander haben, wenn wir uns unter normalen Umständen wie selbstverständlich in der Gemeinde begegnen können.« Diese Filme (Palmsonntag und Kinderkreuzweg) sind noch auf der Homepage der Gemeinde Heilig Geist abrufbar:

<https://www.heiliggeist-berlin.de/gemeinde-online/kirche-erlebbar/>



BLICK IN DIE ZUKUNFT WAGEN

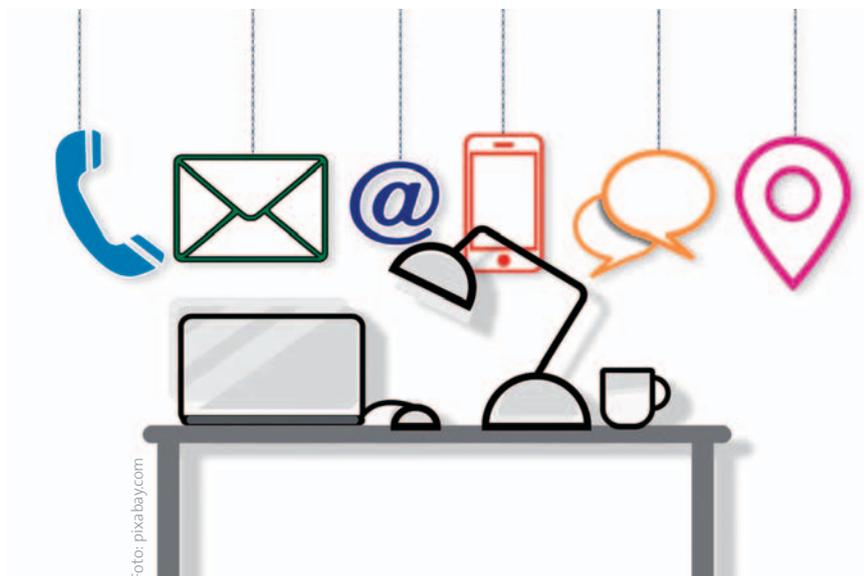
Dies sind nur ein paar Beispiele von speziellen Aktionen und Angeboten im Erzbistum Berlin, die ein Zeichen der Verbundenheit setzen. Es sind neue Newsletter entstanden, die Internetseiten haben einen anderen Stellenwert erhalten, die Kirchen wurden zur stillen Andacht offen gehalten – um nur einiges zu nennen. Aber sind das auch Wege, die in normalen Zeiten funktionieren? Ist es sinnvoll und leistbar, die neu entdeckten Wege weiter zu gehen?

Auch Multimediareakteur Johannes Rogge stellt sich dieser Frage im Hinblick auf die zahlreichen digitalen Aktivitäten auf Bistumsebene: »Wir müssen unsere eigenen Maßnahmen auch erst auswerten – was hat funktioniert und was nicht. Was können wir in abgewandelter Form weiter einsetzen, was wurde gut angenommen und sollte unbedingt weiter entwickelt werden, um Menschen zu erreichen, die klassischerweise nicht zum Sonntagsgottesdienst in die Kirche kommen. Das ist auch eine riesige Chance für uns Alle!«

Selbstverständlich gab es noch zahlreiche weitere Ideen und Initiativen als die in diesem Beitrag vorgestellten – Ihnen allen gilt ein herzliches Dankeschön und großer Respekt, dieser ungewöhnlichen Zeit mit außergewöhnlichen Maßnahmen begegnet zu sein! Wir freuen uns, wenn Sie mit uns Ihre Erfahrungen teilen, damit wir gemeinsam für die Zukunft im Rahmen der Mitgliederkommunikation und die Pastoral daraus lernen können. Schicken Sie gern eine Mail an:

pastoral@erzbistumberlin.de

»Wir sind noch da, wir sind sichtbar!«
Kirchenmitglieder in Salvator
Lichtenrade haben die Hecke am Pfarr-
grundstück österlich geschmückt,
und es ist eine wunderschöne
Osterhecke entstanden.



Theresia Härtel und Sebastian Schwertfeger

GOTT IM INTERNET – INTER MIRIFICA

DAS ZIEL IST IM WEG?! DIE ENTDECKUNG DES DIGITALEN RAUMS IN ZEITEN VON CORONA

»Unter den erstaunlichen Erfindungen der Technik, welche die menschliche Geisteskraft gerade in unserer Zeit mit Gottes Hilfe aus der Schöpfung entwickelt hat, richtet sich die besondere Aufmerksamkeit der Kirche auf jene, die sich unmittelbar an den Menschen selbst wenden und neue Wege erschlossen haben, um Nachrichten jeder Art, Gedanken und Weisungen mitzuteilen. [...] Der Kirche ist sehr wohl bekannt, dass die sozialen Kommunikationsmittel bei rechtem Gebrauch den Menschen wirksame Hilfe bieten, denn sie leisten einen wichtigen Beitrag zur Erholung und Bildung des Geistes; sie dienen ebenso auch der Ausbreitung und Festigung des Gottesreiches. [...]«

(Inter Mirifica, Vorwort, Art. 1 und 2)

Irgendwie klingt dieses Zitat so, als wären es im März 2020 verfasst worden, während immer mehr Gottesdienste – insbesondere Eucharistiefeiern – über soziale Medien übertragen wurden. Doch dieses wie auch die weiteren Zitate stammen aus dem Dekret »Inter Mirifica« von 1963. Es gehört zum Text-Kanon des Zweiten Vatikanischen Konzils. Was für ein Weitblick!

Und einen ähnlichen Weitblick hatte auch die Öffentlichkeitsarbeit des Erzbistums Berlin, als sie mit dem Beginn der sogenannten Corona-Welle in Deutschland Ehrenamtliche und Hauptamtliche des Bistums und der Caritas zusammentrommelte, um der ungewohnten Situation zu trotzen.

Kurzfristig wurde zur ersten von vielen Video-Konferenzen eingeladen, die sich mit dem Social-Media-Auftritt des Erzbistums beschäftigten. Wir mussten schnell sein, um Ideen zu Formaten weiterzuentwickeln. Die Gemeinschaft in der Kirche sollte auch in dieser Zeit erlebbar sein und spirituelle Inputs sollten nicht durch die fehlende Möglichkeit des Kirchenbesuchs ausfallen müssen.

In diesem Moment hätte sich kaum einer von uns vorstellen können, welche Auswirkungen dieser Tsunami noch nach sich ziehen würde. Gemeindliche Gottesdienste in gewohnter Form waren bereits nicht mehr möglich und es war (und ist) nicht absehbar, wann wieder ohne Einschränkungen gemeinsam gefeiert werden kann.

Die Kirche hält »es für ihre Pflicht, die Heilsbotschaft auch mit Hilfe der sozialen Kommunikationsmittel zu verkünden [...]«. (Inter Mirifica, Erstes Kapitel, Art. 3)

Nach dem ersten Wochenende der Live-Stream-Gottesdienste war für uns allerdings auch klar: allein vor dem Bildschirm zu sitzen und mit Distanz zuzusehen, war nicht die Spiritualität, die für viele von uns und damit auch viele von den anderen Gläubigen ansprechbar ist. Konsumieren anstatt wirklich zu partizipieren entspricht eben zurecht nicht der tätigen Teilnahme, die das Zweite Vatikanische Konzil so nachdrücklich fordert.

Zwar kann ein *votum sacramenti* – das geistige Verlangen, ein Sakrament zu empfangen – eine Form von Teilhabe schaffen, jedoch ersetzt es nicht die eigentliche Verwirklichung von Gemeinschaft und Teilnahme. Um Menschen nicht mit der Sehnsucht nach einer spürbar anwesenden Gemeinschaft allein zu lassen, wurden (nicht nur) im Erzbistum Berlin neue Wege beschritten.

In der ersten Video-Konferenz wurden drei Hauptbereiche ausgearbeitet: konkrete Hilfsangebote bzw. Solidarität, spirituelle Impulse und interaktive Formate. Diese drei Bereiche wurden dann in neu gegründeten Teams für die verschiedenen Social-Media-Kanäle des Erzbistums adaptiert. Die Website, die Facebook- und die Instagramseite wurden bereits eine halbe Woche später mit entsprechendem Inhalt versorgt. Egal ob Morgenimpuls oder Aufforderungen zur guten Tat des Tages, egal ob Live-Abendgebet oder sich den ganzen Tag von einer Person in der Instagram-Story begleiten lassen, die jederzeit #ansprechbar ist: die Mühlen mahlen. Wir hatten uns mehr oder weniger professionell auf den Weg gemacht und lernten durch die von Anfang an vor allem positiven Rückmeldungen immer mehr dazu.

»Im übrigen [sic!] gehört es vor allem zur Aufgabe der Laien, die sozialen Kommunikationsmittel mit echt humanen und christlichem Geist zu beseelen, um sie den großen Erwartungen der Menschheit und dem Plane Gottes voll zu entsprechen.« (Inter Mirifica, Erstes Kapitel, Art. 3)

Die verschiedenen Teams wurden noch erweitert und bald trafen wir uns jeden Tag in einer anderen Videokonferenz-Gruppe zur Vorbereitung der unterschiedlichsten Projekten. Ostern rückte näher und es war absehbar, dass auch unser höchstes Fest außerhalb des Kirchengebäudes gefeiert werden würde. Ein neues Feld bekam unsere Aufmerksamkeit: Wort-Gottes-Feiern in Form von Messenger- und Online-Gottesdiensten, um allen die Möglichkeit zu geben, selbst in der Feier der Liturgie aktiv werden zu können.

Online-Gottesdienste klingen zunächst etwas befremdlich, aber sie schaffen tatsächlich den Sprung zu einer echten Gemeinschaft. Der digitale Raum ist eben mehr als eine Form der elektronischen Informationsfläche, weil er reale Erlebnisse schafft.



Theresia
Härtel

Mit dem Blick auf die Kar- und Osterliturgie stellten wir uns viele Fragen: Wie funktioniert ein Gründonnerstag ohne Fußwaschung und Eucharistie? Kann es eine Osternacht ohne Osterfeuer geben und was ist überhaupt das Wichtigste am Karfreitagsgottesdienst?



Sebastian
Schwertfeger

Schnell war für uns klar, dass diese Gottesdienste erst zur Erfahrung werden können, wenn die einzelnen Rituale durch angeleitete Aktionen ins Reale, also nach Hause verlagert werden. Der digitale Raum eröffnete sich live ins Analoge. Ebenso feierten wir die Osternacht. Mit allen Lesungen, einem real-digitalen Osterfeuer (übertragen von der Terrasse), einem Ritus zur Segnung der Osterkerzen daheim, dem Lumen Christi, einem Wasserritus, der an die Taufe erinnerte und dem *risus paschalis* – dem Osterlachen. Durch das aktive Tun daheim, konnten die Teilnehmer/-innen die Osterliturgie nachvollziehen, Gemeinschaft spüren und konkrete Teilhabe am Geheimnis der Osternacht erfahren. Die Karfreitags-Liturgie fand bei WhatsApp statt. Für uns zeichnete der Messenger treffend die Spannung dieser Liturgie ab – ein Dazwischen ohne wirklichen Anfang und ohne Ende. Am Beispiel eines Bildes, das immer mehr von seiner Farbe verliert, bis letztlich alles schwarz ist, haben wir 120 Personen in der Gruppe den Karfreitag nachempfunden – in unserer kleinen und doch so weiten digitalen Kirche.



Obwohl unsere Töchter nicht bei uns sein konnten, waren sie doch dank Internet bei uns, mit uns in diesem Gottesdienst. Danke.

Eine Rückmeldung vom 11.04.2020



Immer dabei: der Fürbitten-Chat und aktivierende Aktionen für daheim. Auch gemeinsames Singen ist hier – garantiert unter Einhaltung der Hygienevorschriften – möglich. Es hat sich zudem gezeigt, dass der Chat im Nachgang der digitalen Gottesdienste zu einer Art Kirchen-Café geworden ist.

Viele weitere dieser Wort-Gottes-Feiern folgten und folgen, obwohl der Aufwand im Nach-Lockdown-Alltag eine zusätzliche Zeitkomponente darstellt. Von den Menschen als sehr wertvoll empfundene Angebote, wie zum Beispiel das Live-Abendgebet, wurden bereits wieder eingestellt. Sie sollten vor allem in der schwierigen Zeit Struktur und Halt geben und waren mit einem hohen Aufwand verbunden. Es ist dennoch schade und das nicht nur, weil noch längst kein richtiger Alltag zurück ist.

Um es deutlich zu sagen: diese Formen der Verkündigung und Wort-Gottes-Feiern sind eine Erweiterung zu bestehenden Liturgie-Formen. Auf kreative Art und Weise schaffen sie eine neue, aber zeitgemäße Facette, Gottesdienste zu feiern. Aber ist es überhaupt ratsam, weiterhin einen starken digitalen Auftritt zu gestalten? Bleiben die Kirchen dann leer(-er) oder ist das Ziel der digitalen Angebote sogar im Weg, weil die Gläubigen der Messe fernbleiben könnten?

Nein! Digitale pastorale Angebote sind ausdrücklich keine Konkurrenz zu etwas anderem. Vielmehr eröffnen sie Menschen zusätzlich einen Weg, Gott für sich und in der Welt zu entdecken. »Wo Glaube Raum gewinnt« – bis ins Digitale hinein. Ein bisher kaum liturgisch erschlossener Raum wurde gefunden und mit Spiritualität und Solidarität gefüllt. Das Ziel der digitalen Gottesdienste ist für manche vielleicht im Weg, aber weg ist es nicht ... Oder wie es in den Rückmeldungen nach den Gottesdiensten heißt:



*Vielen Dank für dieses Angebot!
Ich bin nicht gläubig und finde Halt im Glauben
meines Mannes und in den Ritualen der Feiertage.
Euer Angebot ist dabei eine weitere Stütze!*

Eine Rückmeldung vom 05.04.2020



Aus Rückmeldungen wie dieser wird deutlich: was möglich ist, sollte auch genutzt werden, um den Glauben in die Welt zu tragen. Es geht um mehr als ein Lockdown-Programm und anders als gewohnt heißt eben nicht gleich schlecht. Seelsorge über Instagram ist nicht weniger Wert als vor Ort. Sie erreicht nur andere Leute, zum Beispiel welche, die sich (schon lange) nicht (mehr) in eine Kirche trauen.

Um den neu aufgeschlossenen Raum konsequent zu erobern und Begegnungen zu ermöglichen, muss sich die Ernsthaftigkeit des Bestrebens auch in Ressourcen widerspiegeln. Das bedeutet auch, dass eine zeitgemäße Technik zum selbstverständlichen Arbeitswerkzeug der Aktiven wird. Oftmals wird vorausgesetzt, auf private Laptops und Handys zurückzugreifen. Für ein professionelles Vorantreiben der Digitalisierung kann das kaum ein Dauerzustand sein. Verkündigung ist neu zu denken, wenn sie zukunftsfähig sein will. Um Menschen anzutreffen, müssen wir auch ihre alltäglichen Kommunikationsmittel und -wege (z. B. verbreitete Messengerdienste etc.) nutzen.

Wir werden herausfinden, welche Teile des Social-Media-Programms nur Ersatz waren und welche bleiben werden. Die Rückmeldungen zeigen aber eins: Verbundenheit im Gottesdienst braucht keinen gemeinsam geteilten Kirchenraum.

Theresia Härtel
ist Pastoralreferentin im
Erzbistum Berlin,
Pastoraler Raum Berlin-Mitte

Sebastian Schwertfeger
ist Geschäftsführer
Jugendpastorales Zentrum
vom Bereich Pastoral-Jugend-
seelsorge im Erzbischöflichen
Ordinariat und dem BDKJ
Diözesanverband Berlin

#aktiondestages



Youngcaritas-Aktion
„Schreib mal wieder“:
Liebevollen Briefe für ältere Menschen




WIR DÜRFEN
HOFFEN!

erzbistumberlin.de

#MitJesusdurchdieQuarantäne



Spielen
Kreuz ist Tri(jumpf)

Drinnen bleiben war noch nie leicht...



#wirbleibenzuhause

OSTERNACHT
GOTTESDIENST DIGITAL IN EDUDIB

SA, 11.04.2020
22 UHR

DU BRAUCHST:
WASSERSCHALE,
(OSTER-)KERZE,
STREICHHÖLZER



Theresa Brückner

KOMMUNIKATION DES EVANGELIUMS DURCH SOCIAL MEDIA

Die digitale Arbeit in den Sozialen Medien ist Kommunikation des Evangeliums. Das völlig natürliche und auch verständliche Reden über Gott, Glauben und Kirche – das wollte der evangelische Kirchenkreis Tempelhof-Schöneberg und schuf zum Januar 2019 dafür eine eigene Pfarrstelle. Ich bekam die Stelle direkt nach dem Vikariat als meine Entsendungsdienststelle und seitdem bin ich »Pfarrerin für den digitalen Raum im Kirchenkreis Tempelhof-Schöneberg«.

Meine Funktionspfarrstelle ist zweigeteilt – einerseits hat sie den Schwerpunkt in den Sozialen Medien. Unter dem Namen @theresaliebt poste ich Beiträge auf Instagram (etwa 16.000 Abonnenten), produziere und schneide YouTube-Videos (etwa 2800 Abonnenten), beteilige mich an Debatten auf Twitter (etwa 3900 Follower) und vernetze all das noch auf Facebook (etwa 2000 »Gefällt-mir«-Angaben). In diesem Zusammenhang bedeutet für mich #digitale

Kirche, dass Glaube im Internet auf ganz unterschiedliche Art und Weise gelebt wird, indem durch Posten, Liken und Teilen von Beiträgen das Evangelium kommuniziert wird.

Außerdem beinhaltet meine Pfarrstelle klassische Gemeindearbeit: Gottesdienste, Beerdigungen, Taufen, Trauungen, Gemeindefeste, etc. Über meine Erfahrungen in der Gemeinde und meinen Alltag als Pfarrerin berichte ich in den sozialen Medien; auch wie es ist, Vollzeit zu arbeiten und gleichzeitig den Alltag mit Kleinkind und Familie gesund zu meistern.

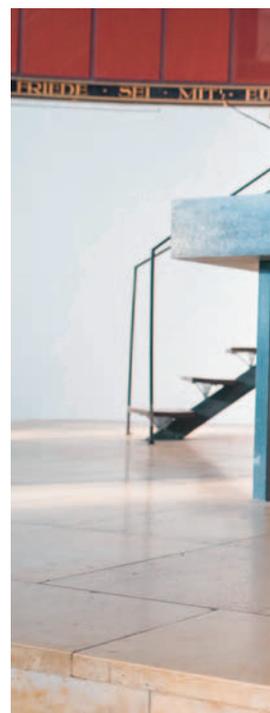
Für mich, so wie für viele Menschen in meiner Generation, ist die Digitalisierung völlig natürlich, ich bin damit größtenteils aufgewachsen, die Sozialen Medien sind Teil meines Alltags, das Kommunizieren über das Smartphone ist eins meiner Lieblingshobbys und mein Tablet benutze ich sowohl für Gottesdienste und Kasualien, als auch zum Serien schauen. Digitalisierung ist für mich eine völlig natürliche Realität, deshalb spricht man heute auch von der Digitalität.

Die Kirche kann sich diesem Wandel nicht entziehen, denn das widerspräche ihrer eigenen Sache, da das theologische Motiv der Inkarnation, dadurch, dass Gott selbst in Christus Mensch wird, auch im Sinne einer Inkulturation aufzufassen sei; eine alleinige konterkulturelle Haltung wäre somit nicht angemessen.¹ Damit die Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft als Gesprächspartnerin wahrgenommen und respektiert wird, ist vorauszusetzen, dass sie sich dort auch den gängigen Kommunikationsmustern entsprechend zu verständigen weiß und sich in den Dialog begibt.²

Es bestehen konkrete Chancen der Einbindung von Social Media in die kirchliche Arbeit, um Menschen bei den Schwierigkeiten des Lebensalltags in den Sozialen Medien, durch Angebote christlicher Sinngebung Deutungshorizon-



Theresa
Brückner



¹ Vgl. Moldenhauer, Praktische Theologie der Bibel, Exemplarische Felder des Bibelgebrauchs in kirchlich-gemeindlicher Praxis, in: BEG, Band 25, Göttingen 2018, 478.

² Vgl. a.a.O., ebd.

te zu eröffnen. Durch die Präsenz der Kirche im Digitalen kann Menschen vermittelt werden, dass die Kirche eine Institution ist, die ihnen dabei hilft, sich in der digitalen Welt zu orientieren, die noch immer Sinn- und Wertorientierung geben kann.

Gerade aktuell, im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie, ist das umso wichtiger. Das kirchliche Leben hat sich dadurch seit März 2020 nochmals verändert. Ich sehe die Aufgabe der Kirche in den Zeiten der Corona-Krise darin, Menschen Mut zu machen, sie nicht alleine zu lassen, ihnen Hoffnung und Zuversicht zu geben und ganz besonders darin Trost zu spenden.

Der Bedarf an Online-Präsenz von Pfarrerinnen und Pfarrern ist in diesem Zusammenhang aktuell sehr groß. Viele Mitarbeitende der Kirche und auch Pfarrerinnen und Pfarrer melden sich neu in den sozialen Medien an und erleben das, wovon ich schon seit Jahren berichte: Man kann sehr gut durch das Digitale miteinander verbunden sein, Kirche sein und über den Glauben sprechen.

Für mich ist es aktuell besonders wichtig für Menschen da zu sein – ich beantworte schriftlich Fragen, nehme Sprachnachrichten auf und erzähle darüber, wie mein Glaube mich durch diese Krise trägt.

Durch meine bisherige Arbeit in den Sozialen Medien haben sich fünf Fragen herauskristallisiert, die man sich stellen sollte, bevor man den Social-Media-Auftritt einer kirchlichen Institution, Kirchengemeinde oder von kirchlichen Mitarbeitenden plant:

1. WER IST MEINE ZIELGRUPPE, ALSO WEN MÖCHTE ICH ERREICHEN?

Sinnvoll ist es, wenn man mit dem Social-Media-Account nicht nur Hochverbundene oder Kirchenmitglieder erreicht, sondern auch Menschen, die nach Spiritualität und Glauben suchen. Das impliziert aber auch, dass die verwendete Sprache verständlich ist (zum Beispiel keine kircheninternen Fremdwörter oder Abkürzungen).

2. WELCHEN CONTENT (INHALT) MÖCHTE ICH POSTEN?

Es sollte gut durchdacht werden, was genau erzählt werden soll: Geht es um eine Person oder um eine Institution? Wenn man sich für einen institutionalisierten Account entscheidet, dann sollte auch immer klar sein, dass es dabei schwierig ist, darüber Menschen zu erreichen, denn in den sozialen Medien folgt man hauptsächlich Menschen und weniger Institutionen. Grundsätzlich muss man sich von dem Gedanken verabschieden, dass kirchliche Themen per se Trendthemen in den sozialen Medien sind. Eher muss man beobachten: Was sind aktuelle Trendthemen, welche Themen sind gesellschaftlich relevant und wie verhalten wir uns als Kirche oder auch als Christ/-innen dazu? All das fordert eine gute Planung und Konzeption.

3. WELCHE PLATTFORM PASST DAFÜR?

Jede Social-Media-Plattform hat eigene Anforderungen, eigene Algorithmen und einen eigenen Zeitaufwand. Es sollte vorher gut geplant werden, was zu dem Ziel und der Zielgruppe passt, die man erreichen möchte.

4. DIE BEITRÄGE, DIE MAN POSTET, SOLLTEN GUT, ANSPRECHEND UND VOR ALLEM AUCH REGELMÄSSIG GEPOSTET WERDEN.

Das impliziert vor allem auch eine Ästhetik, sowohl in der Sprache als auch in den Bildern. Hierbei sollte sich nicht an der kirchlichen Ästhetik orientiert werden, sondern an den schon vorhandenen anderen Profilen auf den jeweiligen Plattformen. Was spricht an? Was passt zu einem selbst oder zur Institution? Das impliziert wiederum: Social Media braucht Zeit und bedeutet eine Menge Arbeit. All das kann nicht allein nebenbei oder im Ehrenamt zu schaffen sein, sondern braucht Stellenanteile.

5. DIE WICHTIGSTE FRAGE IST: HAT MAN SPASS AN SOCIAL MEDIA?

Die Freude darf dabei nicht verloren gehen und sollte vorhanden sein. Gerade bei unseren kirchlichen Inhalten sollten wir transportieren, dass wir Freude an dem haben, was wir glauben, leben und arbeiten.



Beide Foto: Eike Thies

 Juliane Link

AUS DER TRAUM?

STUDIEREN IN BERLIN ZU ZEITEN VON CORONA

Jedes Jahr ziehen tausende junge Leute in die Hauptstadt, um sich einen großen Traum zu erfüllen: Studieren in Berlin. Hier gibt es neben exzellenten Hochschulen so vieles, was das Lebensgefühl besonders macht. Aber was wird aus alledem zu Zeiten einer Pandemie? Studierende und Promovierende aus der KSG berichten, wie die Krise ihr Leben verändert hat.

Der Alltag von jungen Wissenschaftler/-innen ist normalerweise geprägt von universitären Orten und der Struktur, die von ihren Stundenplänen oder den Öffnungszeiten der Bibliotheken vorgegeben wird: zu festen Zeiten besuchen sie Lehrveranstaltungen, verabreden sich zum Mittagessen in der Mensa oder arbeiten still nebeneinander im Lesesaal der Bibliothek. Auch wenn jede/-r an einem eigenen Projekt sitzt, gibt es doch einen gemeinsamen sozialen Rahmen, der identitätsstiftend ist: Studieren, das hieß bisher vor allem: an der Uni sein. Und dann sind da noch die Nebenjobs und die vielen Freizeitaktivitäten ...



Juliane
Link

Joanna ist Musikwissenschaftlerin, promoviert eigentlich in Heidelberg, lebt aber in Neukölln. Sie ist extra hergezogen, um zu der einsamen Arbeit am Schreibtisch einen Ausgleich durch die lebendige Berliner Kulturszene zu haben. Aber dann kam der Lockdown und mit ihm ist all das aus ihrem Leben verschwunden, was es eigentlich ausmacht: mit ihrer Promotion kommt sie kaum vorwärts, solange sie nicht in Archiven recherchieren oder in der Bibliothek bestimmte Dokumente einsehen kann, und ihr Privatleben findet jetzt hauptsächlich vor dem Bildschirm statt, wo sie sich via Skype mit Freunden trifft, die in anderen Städten wohnen. Das tut ihr gut, obwohl es auf Dauer kein Ersatz ist. Wie Joanna sind die meisten Promovierenden und Student/-innen auf sich selbst zurückgeworfen, auf den Schreibtisch in ihrem WG-Zimmer oder in der winzigen Wohnung im Wohnheim und das nun schon seit 4 Monaten. »Noch nie war ich solange ohne Unterbrechung in Berlin«, erzählt Jan, der sonst viel unterwegs ist, zu Symposien fährt, Freunde in anderen Städten besucht oder mit der KSG die Ostertage am Meer verbringt. »Vieles, was bisher selbstverständlich war, ist plötzlich weggebrochen, das Reisen zum Beispiel. In den ersten Wochen der Pandemie bestand mein Sozialleben fast nur noch aus Telefonaten und Spaziergängen.«

Als Mitte März der Lockdown begann, waren noch Semesterferien. Viele Studierende hingen in der Luft und wussten nicht, ob ihr Semester wie geplant ablaufen würde. Manche wollten ins Ausland oder waren noch dort. Dann erfuhren sie, dass alle Lehrveranstaltungen online stattfinden würden. Die Hochschulen blieben geschlossen. Von zuhause aus Studieren, das klingt bequem und für manche ist es eine Entlastung, dass sie auf dem Weg zur Uni nicht mehr durch die ganze Stadt fahren müssen. Und dennoch ist die Situation alles andere als gemütlich: Corona hat die Probleme verschärft, unter denen Studierende

ohnehin leiden: die Anonymität der Großstadt und prekäre Wohnsituationen. Studierende leben oft auf engem Raum in hellhörigen Appartements, in unattraktiven Stadtteilen oder mit Menschen, die sie sich nicht ausgesucht haben. Es



In den ersten Wochen der Pandemie bestand mein Sozialleben fast nur noch aus Telefonaten und Spaziergängen.



ist schwer, sich auf ein Webseminar zu konzentrieren, wenn im Nebenzimmer ein Kind spielt oder ein Mitbewohner laut Musik hört. Und für die, die alleine wohnen, ist das Studieren im Homeoffice geprägt von Einsamkeit und dem Versuch sich selbst eine Struktur zu geben, sich zum Arbeiten zu motivieren, auch wenn keiner da ist, der diese Arbeit anerkennt. Es fehlen der soziale Rahmen, der informelle Austausch mit Kommiliton/-innen in den Pausen und die Diskussionskultur, für die in Onlineformaten kein Raum ist. »Ich vermisse die Spontaneität, mit der ich vorher Menschen begegnet bin. Vor Corona habe ich mich mit vielen nicht explizit verabredet und sie trotzdem getroffen«, sagt Alexandra, die gerade bei ihren Eltern war, als der Lockdown begann. »Ich wollte reisen, das musste ich absagen und bin in Hannover hängen geblieben«, erklärt sie. »Ich hätte nie gedacht, dass ich nochmal so lange bei meinen Eltern wohne.« Auch andere haben sich entschieden, für das Onlinesemester an ihre Heimatorte zurückzukehren und Zeit mit der Familie zu verbringen, wo es oft mehr Platz und einen Garten gibt.

Sofia aus Lateinamerika, die in einer deutschen Gastfamilie lebt, hat diese Möglichkeit nicht. Ihr fehlt ein geschützter Raum zum Arbeiten, seit die Kinder den ganzen Tag zuhause sind und nicht verstehen, was sie da am Laptop macht. Vor kurzem bekam Sofias Gastfamilie Besuch von einer Person, die mit Corona infiziert war. Danach kam ein Anruf mit der Aufforderung, sich sofort in Quarantäne zu begeben. Alle Haushaltsangehörigen wurden getestet, Sofias Test war negativ, aber ihre Gastmutter hatte sich angesteckt. Während die Mutter krank im Bett lag, sprang Sofia ein und kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder, dabei schreibt sie eigentlich gerade ihre Masterarbeit. Die Quarantäne war nicht nur deshalb belastend, weil sie kaum noch etwas für die Uni tun konnte, ihr fehlte auch die frische Luft und die Möglichkeit, Literatur aus der Bibliothek zu holen. »Als Studentin bin ich gewohnt, meine Sachen selbst zu erledigen«, sagt sie. Nun war sie auf die Hilfe von Kommiliton/-innen angewiesen, die selbst überfordert sind. Solche und ähnliche Erfahrungen von Unver-

fügbarekeit, dem Verlust von Normalität und einem »Gefühl von Ohnmacht« erleben derzeit viele Studierende.

Besonders schwierig ist die Situation für ausländische Studierende, die ihr Studium in Deutschland meist vollständig über Nebenjobs finanzieren müssen, weil sie kein Bafög bekommen und kaum finanzielle Unterstützung von ihren Eltern haben. Schon im März haben die meisten ihre Jobs verloren und sind in einen Teufelskreis geraten, obwohl sie mit aller Kraft kämpfen. Der Generalvikar stellt für die KSG einen kleinen Notfonds bereit, den Karen Siebert verwaltet. Noch nie hat sie so viele Anfragen von hilfesuchenden Studierenden erhalten wie in den letzten Monaten. Die Not ist groß und viele Schicksale gehen zu Herzen. »Die meisten arbeiteten vor der Krise bei Zeitarbeitsfirmen, die ihnen sofort gekündigt haben«, erklärt Karen Siebert. »Sie haben keine Rücklagen und können ihre Miete, die Krankenkasse und die Studiengebühren nicht mehr bezahlen. Viele sind verschuldet, können vor lauter Geldsorgen nicht mehr schlafen oder stehen kurz davor, obdachlos zu werden oder ihr Studium abzubrechen.« Das ist für die, die über Jahre ihr ganzes Leben darauf ausgerichtet haben, mit einem deutschen Abschluss in ihr Heimatland zurückzukehren, eine unerträgliche Vorstellung. »Alle, die sich an mich wenden, wirken unheimlich gestresst«, erzählt Karen Siebert. »Wir können sie kurzfristig mit einem kleinen Betrag unterstützen, aber das ändert nichts an den strukturellen Problemen. Die Not ist so groß, dass viele versuchen ihre Lebenshaltungskosten auf ein Minimum zu reduzieren, indem sie auf Essen verzichten. Ich sehe das an den Kontoauszügen: da war jemand für 3,50 bei Lidl einkaufen. Mit solchen Beträgen hangeln sie sich von Tag zu Tag.« Zwar



Ich vermisse die Spontaneität, mit der ich vorher Menschen begegnet bin. Vor Corona habe ich mich mit vielen nicht explizit verabredet und sie trotzdem getroffen.



gibt es mittlerweile eine Überbrückungshilfe vom BMBF, aber es ist klar, dass das Geld nicht reichen wird.

Damit erleben die ausländischen Studierenden noch stärker das Grundgefühl, das die meisten Student/-innen in der Coronakrise empfinden und das sich trotz der Lockerungen durch ihren Alltag zieht: Unsicherheit. Da sind die offenen Fragen mit Blick auf die Zukunft: Wie geht es im nächsten Semester weiter? Muss die geplante Forschungsreise verschoben werden? Verlängert sich mein Studium, weil ich das Pflichtpraktikum im Sommer nicht machen kann? Bekommt mein Freund, der noch im Ausland fest-

sitzt, eine Einreisegenehmigung oder sehe ich ihn erst nächstes Jahr? Schaffe ich das überhaupt alles oder zeigt mir Corona am Ende, dass ich zum Scheitern verurteilt bin? Aber auch Fragen, die das tägliche Handeln betreffen: »Nicht alles, was erlaubt ist, ist auch vernünftig. Manches fühlt sich nicht richtig an. Ständig muss man sich fragen, ob etwas vertretbar ist oder man Gefahr läuft sich anzustecken oder andere zu infizieren«, berichtet Jan. Alinde erzählt, wie kontraintuitiv es für sie war, dass sie ihre Freundinnen nicht umarmen durfte, nachdem sie nach 8 Monaten in Kanada auf abenteuerlichem Weg nach Deutschland zurückgekommen war. Die Kontaktarmut ist für viele Studierende als Mangel spürbar und führt zu einer depressiven Gemütslage. Denen, die Single sind und alleine wohnen, fehlen Berührungen und das Gefühl von Nähe, das sich einstellt, wenn vertraute Menschen im gleichen Raum sind.

Die Auswirkungen sind schwer greifbar, auch weil viele sich aktiv darum kümmern, durch Telefonate mit anderen in Kontakt zu bleiben und neue Formen des Miteinanders auszuprobieren wie digitale Spieleabende oder Onlineandachten. Trotzdem fühlt sich vieles an wie ein schwacher Trost oder nutzt sich ab: »Am Anfang fand ich die Onlinegottesdienste der KSG toll«, erzählt Alinde, »mit der Zeit habe ich gemerkt, dass es mir nicht mehr viel gibt.« »Mir ist klar geworden, wie wichtig mir am Gottesdienst das gemeinsame Singen ist«, sagt Jan, »das funktioniert online nicht.«

Studierende, die sonst regelmäßig in die KSG kommen, vermissen die Gemeinschaft, auch wenn viele Aktivitäten ins Internet verlegt wurden: mit einem Podcast und Onlinegottesdiensten, mit Themenabenden, Bibelgesprächen und Andachten auf Zoom, einem Onlinekurs für Meditation und einem digitalen Lernraum konnten die Teilnehmer/-innen verbunden bleiben, sich austauschen und gemeinsam beten. »Gerade am Anfang haben wir viel positive Rückmeldungen zu unseren Angeboten bekommen«, erzählt Pater Max Cappabianca OP, Studierendenpfarrer der KSG. »Wir wollten den Studierenden das Gefühl geben, dass sie nicht allein sind. Und viele wollten sich auch selbst einbringen. Die Kreativität, mit der sie zum Beispiel unsere Onlinegottesdienste mitgestalten, ist beeindruckend.«

Nicht nur in der KSG hat Corona der Digitalisierung einen Schub gegeben, den viele Studierende ambivalent erleben: »Wir sehen jetzt, dass es machbar ist«, sagt Joanna. »Ich hoffe, dass wir daraus für die Arbeitswelt der Zukunft lernen, dass man nicht dreimal die Woche für ein Meeting von München nach Hamburg fliegen muss, sondern sich einfach bei Zoom treffen kann«, meint Alexandra. Alinde war froh, dass sie sich von Kanada aus zuschalten konnte, um an den Seminaren ihrer Berliner Uni teilzunehmen, auch wenn sie wegen der Zeitverschiebung schon um 6 Uhr morgens vor dem Rech-



Mir ist klar geworden, wie wichtig mir am Gottesdienst das gemeinsame Singen ist, das funktioniert online nicht.



ner sitzen musste. Aber auf die Frage, ob das Studium der Zukunft vor allem online sein soll, sind sie sich einig: »Auf keinen Fall!« Zwar ist die Generation der 20 bis 30-Jährigen medienaffin, aber sie alle wissen, wie wichtig ihnen Beziehungen sind und dass Beziehungen die Unmittelbarkeit physischer Begegnungen brauchen.

Die Auswirkungen von Corona haben viele Studierende hart getroffen, aber nur wenige waren tatsächlich krank. Eine Ausnahme ist Christian, der berufsbegleitend Soziale Arbeit studiert und sich eine Woche vor Ostern bei einer Besprechung im Büro bei einem Kollegen mit Covid 19 ansteckte, obwohl sie die Abstandsregeln eingehalten hatten. Am Karfreitag spürte er ein Kratzen im Hals, dann kamen eine verstopfte Nase und der Verlust von Geruchs- und Geschmackssinn hinzu. Nach dem Osterwochenende ließ er sich testen. Es dauerte 5 Tage, bis das Gesundheitsamt anrief und fragte: »Hat Ihnen eigentlich schon jemand gesagt, dass Sie Corona haben?« Christian hat die Krankheit gut überstanden. Geholfen haben ihm sein Gottvertrauen, das persönliche Gebet, viele Telefonate und die Solidarität seiner Kolleg/-innen, die für ihn Einkäufe übernahmen, während er in Quarantäne war.

Wenn man Studierende fragt, was ihnen durch Corona bewusst geworden ist, dann geschieht etwas Unerwartetes: anstelle einer Bilanz der Verluste sprechen sie plötzlich von Dankbarkeit: Dankbarkeit für das Privileg, diese Krise in Deutschland zu durchleben. Dankbarkeit für Freunde und Familie, Dankbarkeit für die KSG und für ihren Glauben, der ihnen Kraft gibt. Und vielleicht ist es diese Dankbarkeit, die am Ende bleibt? Hoffen wir es.

Juliane Link ist Referentin der KSG Edith Stein

SPENDENINFORMATION

Wenn Sie für den Notfonds der KSG spenden möchten, freuen wir uns sehr.

Kontoinhaber:

KSG Edith Stein

Bankverbindung:

IBAN: DE11 3706 0193 6001 1090 12

BIC: GENODED1PAX

Betreff:

Spende für Notfonds



 Konrad Böhm

CORONA – KRISE, CHANCEN, MÖGLICHKEITEN?

EIN BLICK AUF DIE KATHOLISCHEN SCHULEN

Lockdown, Homeschooling, Präsenzunterricht, Musterhygieneplan, Flächendesinfektion, Schulschließung, Maskenpflicht, Risikogruppen, Abstandsregeln, Eltern als Lehrkräfte, Stornokosten, Videokonferenzen, ... Die Liste an Begriffen im Sinne eines Brainstorming wäre beliebig fortzusetzen.

Begriffe, die wir aus Medien, Presse, Rundfunk und Fernsehen kannten, deren Bedeutung wir auf der Metaebene erklären konnten, die nun aber teils schmerzlich erfahrbar und bitter spürbar wurden. Eine Realität, die die Schulen und auch die Schulverwaltung mit einer solchen Wucht überrollte, dass letztlich häufig nur ein Reagieren anstelle eines Agierens übrig blieb. Diese Phase aus Sicht der kirchlichen Schulaufsicht im Bereich Bildung des Erzbischöflichen Ordinariats abschließend beurteilen und bewerten zu wollen, ist zum jetzigen Zeitpunkt nicht möglich. Viele einzelne Mosaiksteine ergeben ein Gesamtbild, das wir heute noch nicht überblicken können. Von daher erheben wir in den folgenden Ausführungen auch nicht den Anspruch einer umfassenden allgemeingültigen Darstellung. Wir sind noch mitten drin in der Krise.



Konrad
Böhm

Was nehmen wir als Schulaufsicht der 25 Katholischen Schulen im Erzbistum Berlin aus den letzten Wochen mit? Was sind die Perspektiven, Chancen, Möglichkeiten aber auch die Grenzen, die sich aus den letzten Wochen und Monaten ergeben?

An dieser Stelle müssen unsere Schulleitungen erwähnt werden, die in kürzester Zeit, sozusagen über Nacht den Schulbetrieb im Krisenmodus organisiert und Schülerinnen und Schüler, Kollegien und Eltern mitgenommen, informiert und begleitet haben. Häufig genug von Freitagnachmittag zu Montag hatten sie Regelungen der Senatsverwaltung mit der Elternschaft zu kommunizieren und schulorganisatorisch umzusetzen. Hierbei zeigte sich an unseren Standorten ein professionelles Agieren mit kurzen und effektiven Kommunikationswegen zwischen Elternhaus und Schule. Und natürlich gilt unsere Hochachtung und unser Dank den Kolleginnen und Kollegen, die ihrer pädagogischen Verantwortung unter vollkommen veränderten Rahmenbedingungen nachkamen und sich den gänzlich neuen Herausforderungen stellten.

Die Digitalisierung in Gesellschaft und in Schule hat einen Quantensprung erlebt. Zurück geht es nicht mehr. Unsere Lern- und Kommunikationsplattform »schulerbistum.de« hat ihre Bewährungsprobe bestanden. Sie bot unseren Lehrkräften während des Homeschooling die Möglichkeit, für Eltern und Schülerinnen und Schüler erreichbar zu sein, Unterrichtsmaterialien hochzuladen, Videokonferenzen durchzuführen. Mindestens ein Teil unserer Schülerinnen und Schüler hat die Erfahrung, selbstständigen und eigenverantwortlichen Lernens machen können.

Welche Fragen bleiben oder sind nun auch mit Bedacht zu betrachten und zu beantworten:

- Wie gehen wir mit den Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler um und was leiten wir für den weiteren Unterricht daraus ab?
- Haben wir alle Schülerinnen und Schüler in dieser Phase erreicht?
- Sind alle unsere Kolleginnen und Kollegen geschult, motiviert und in der Lage, den technischen wie methodisch-didaktischen Herausforderungen des Homeschooling gerecht zu werden?
- Erleben wir gerade, dass sich die Schere zwischen sozialen Gruppen unter sozioökonomischen Gesichtspunkten vergrößert?
- Sind in den Familien überhaupt die technischen Voraussetzungen gegeben, die Form des Homeschooling für die Lernentwicklung zu nutzen?
- Wie kann insbesondere nach den Ferien ein geregelter Schulbetrieb stattfinden, wenn nicht alle Lehrerinnen und Lehrer aufgrund der Risikofaktoren den Schulen für den Präsenzunterricht zur Verfügung stehen?
- Wie gehen wir mit den Belastungen der Mitarbeitenden um, die womöglich Homeschooling, Präsenzzeiten und ihre eigenen Familie organisieren müssen?

WIE GEHT ES NUN WEITER?

Mit Beginn des Schuljahres 2020/2021 soll in allen Schularten und Jahrgangsstufen in den Schulen Berlins und Brandenburgs wieder Regelbetrieb stattfinden. Damit ist das Ziel, einen geregelten, durchgehenden Lernprozess für alle Schülerinnen und Schüler im gesamten Schuljahr herzustellen. Im Sport- und Musikunterricht sind Unterrichtssituationen mit direktem Körperkontakt zu vermeiden und Alternativen zu entwickeln. Zur Begrenzung des Infektionsgeschehens sind weiterhin die Hygieneregeln, wie regelmäßiges Händewaschen und Lüften der Räume einzuhalten. Der bisherige Mindestabstand von 1,5 Metern wird aufgehoben. Für Schülerinnen und Schüler mit Vorerkrankungen werden nach Vorlage einer entsprechenden ärztlichen Bescheinigung bis auf weiteres schulisch zum Lernen zu Hause angeleitet.

Wir wissen alle, wie schnell sich die Gesamtsituation ändern kann. Ein Ende der Einschränkungen in so vielen Lebensbereichen ist noch nicht in Sicht. Präsentiert wird nun ein fragiles Gebilde an Maßnahmen, getragen von Hoffnung und dem Wunsch nach dem Leben zuvor, nach Kontinuität und gewohnter Verlässlichkeit auch in Institutionen wie Schule und Horten als Lernräumen der Kirche.

Konrad Böhm ist Schulrat i.K.



Ein kleines Mädchen sitzt zuhause am Tisch in der Küche und spricht mit ihrer Lehrerin im Videochat.

Tobias Segsa

SINGEN VERBOTEN!

Es ist Sonntag, der 17. Mai. Die Kirche feiert den 6. Sonntag der Osterzeit. Gottesdienste dürfen verantwortungsvoll unter Auflagen wieder mit Gemeinde stattfinden. Eine dieser Auflagen des Schutzkonzeptes des Erzbistums Berlin heißt: Vermieden werden [...] Gemeindegang (wegen der verstärkten Verteilung von Mundflüssigkeit).

Ein bisschen habe ich mich schon an die veränderten Aufgaben des gottesdienstlichen Musizierens gewöhnt. Es wird mehr instrumental musiziert. Lieder, die sonst von allen gesungen werden, werden von unseren Kantoren oder von mir vorgesungen, die Gemeinde schweigt und hört zu.

Auch am heutigen 6. Sonntag der Osterzeit beginne ich mit einem Osterlied, das Kyrie wird gesprochen, das Gloria festlich vorgesungen. Es folgen die erste Lesung und dann der Psalm, der ja als Antwort auf die erste Lesung festgelegt ist: ... Oh je, was jetzt? Im Kehrsvers heißt es: Singt dem Herrn alle Länder der Erde, im zweiten Psalmvers dann: Alle Welt bete dich an und singe dein Lob, sie lobsingt deinem Namen! Ausrufezeichen! Imperativ! Singt! Singt!! Singt!!!

Die liturgischen Texte des heutigen Sonntages zwingen mich, zum aktiven Singen aufzufordern, entgegen dem gültigen Schutz- und Hygienekonzept. Zum Singen einladen, das mache ich an sich sonst sehr gerne, doch nun herrscht bei mir tatsächlich etwas Ratlosigkeit und schlechtes Gewissen. Ich darf singen, stachele andere mit den gesungenen Psalmworten an, es mir gleichzutun. Die Aufgeforderten aber haben still zu sein.

Ich fing nach dieser Messe an, darüber nachzudenken: Nun ja, man kann ja vielleicht auch innerlich singen. ... Kann man das wirklich? Immerhin habe ich in diesen Zeiten gelernt, dass es ja auch die geistige Kommunion gibt. Jetzt also geistiges Singen ohne Töne? Geht das?

Es ist durch Untersuchungen bekannt, dass beim intensiven Mitdenken von bekannten Liedern und dem unterdrückten Mitsingen trotzdem der Stimmaparat in Bewegung ist. Auch wird der Reflex tieferen Einatmens ausgelöst, der einigen aktuellen Studien zufolge wiederum das Risiko einer Ansteckung erhöht. Eine Idee einer Kirchenmusikerkollegin war es, jetzt mehr oder weniger bekannte Lieder vorzusingen, die nicht sofort zum Mitsingen anregen und dann später – Wann endlich wieder? – aber gemeinsam gesungen werden können, da sie zumindest hörend gelernt wurden. Trotzdem: Ich bleibe ratlos und die Situation unbefriedigend. Ja, sie fühlt sich sogar ziemlich falsch an.

Dass uns durch den fehlenden gemeinsamen Gesang etwas so Elementares fehlen würde, wird mir und vielen, mit denen ich darüber sprechen konnte, jetzt besonders bewusst.

Bedingt durch die Einschränkungen sind uns viele Gewohnheiten und Begegnungen seit Monaten verloren gegangen. Das betrifft auch unsere Chorgruppen, die Kinder- und Jugendchöre und die Kirchenchöre unserer Gemeinden. Die nicht stattfindenden wöchentlichen Chorproben, die neben der Vorbereitung



Tobias
Segsa

auf den kirchenmusikalisch-liturgischen Dienst auch soziale Begegnungspunkte der Chorsängerinnen und -sänger sind, schmerzen sehr. Auch das Singen unserer Chöre in den Sonntagsgottesdiensten entfällt zurzeit.

Für die Gottesdienste am hohen Pfingstfest hat sich der Chor von St. Josef Berlin-Köpenick in ein Experiment begeben und zusammen in einem virtuellen Chor gesungen. Inhalt war ein vierstimmiger Chorsatz zum Pfingstlied *Komm, Schöpfer Geist, kehre bei uns ein*. Das Ergebnis dieses Experimentes konnte am Pfingstsonntag und -montag in den Messen gehört werden und ist auch auf der Internetseite der Pfarrei St. Josef Treptow-Köpenick zu finden.

WIE LIEF DAS NUN AB?

Damit Chorgesang, auch virtueller, überhaupt funktionieren kann, müssen alle Beteiligten in der gleichen Tonart und in gleichem Tempo singen. Auch andere musikalische Parameter, wie Dynamik, Vokalfarbe und die Absprache von Konsonanten müssen möglichst einheitlich sein. In einer realen Chorprobe wird das alles gemeinsam geprobt, aber wie kann das gehen, wenn man nicht zusammenkommen kann?

Das Verfahren war tatsächlich sehr unpersönlich-technisch geprägt und für alle Beteiligten eine kleine Herausforderung.

Zunächst wurden vier Tonspuren vorbereitet. In jeder dieser Tonspuren war die Klavierbegleitung, eine der Chorstimmen Sopran, Alt, Tenor oder Bass und ein Metronomklicken zu hören.

Beatrix Zimmer sang dafür den Sopran und den Alt ein und ich die Männerstimmen Tenor und Bass.

Diese Tonspuren wurden über die Internetseite der Pfarrei an den Chor verteilt.

Der Kirchenchor
von St. Joseph
Berlin-Köpenick,
vor dem Lockdown ...



Die Aufgabe der Sängerinnen und Sänger war es nun, gleichzeitig über einen Kopfhörer die Tonspur der eigenen Stimmgruppe anzuhören und über ein Aufnahmegerät, das war meistens ein Smartphone, den eigenen Gesang aufzunehmen. Das gleichzeitige Hören und Singen garantierte, dass am Ende alle das gleiche Tempo und die gleiche Tonart aufnehmen konnten. Diese eigenen Aufnahmen wurden dann an mich gemailt. Für manche war es eine kleine Mutprobe, die eigene Singstimme aufzunehmen und zu verschicken.

Über ein Computerprogramm wurden dann alle eingesandten Tonspuren übereinandergelegt. Somit konnte aus vielen Einzelaufnahmen ein mehrstimmiger virtueller Chorgesang erzeugt werden, der sich hören lassen konnte.

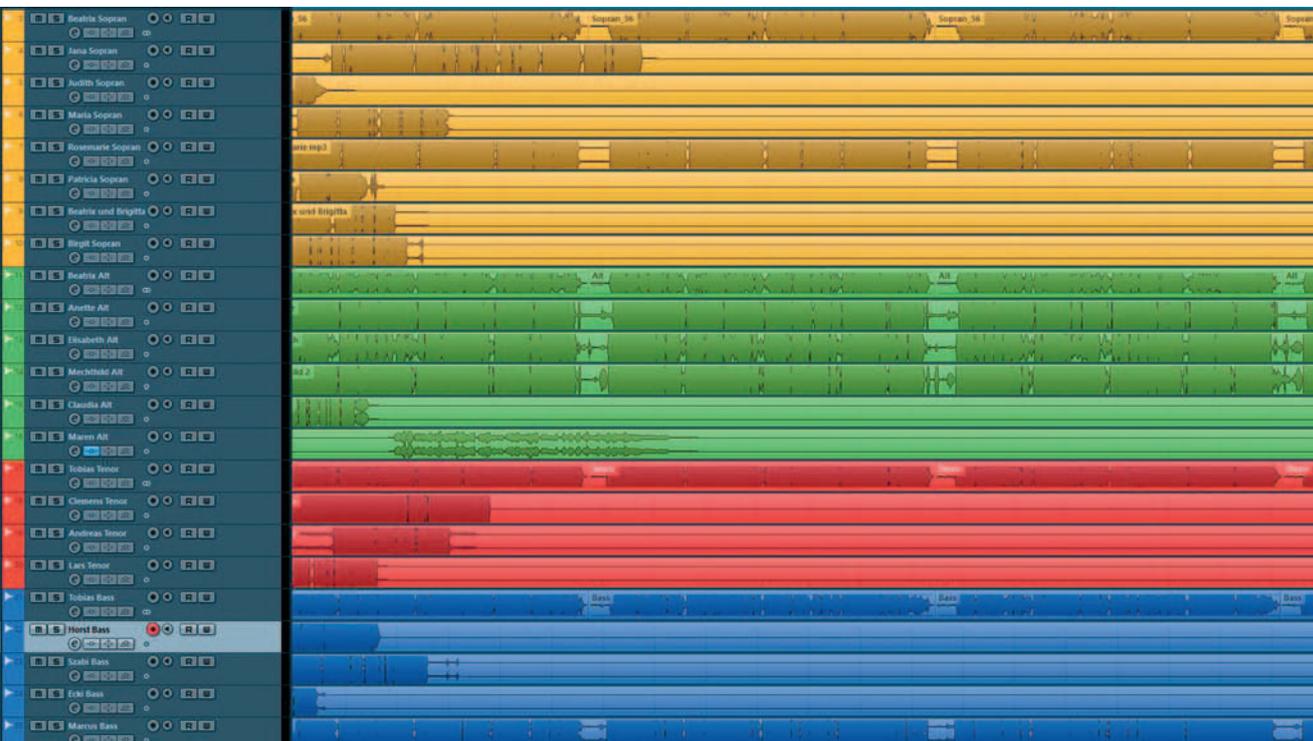
Interessant für mich beim Abmischen war die Beobachtung, wie sich der Gesamtklang durch das Hinzufügen jeder neuen »Stimme« veränderte, wie er klanglich reicher und homogener wurde, wie also aus einzelner Tun vieler ein wirklich neues Ganzes entstehen kann.

So philosophiere ich also in einer Zeit ohne echten Chorgesang unter meinem Kopfhörer über das Wesen des Chorsingens: Chorgesang erscheint mir als großartiges Sinnbild pfingstlichen Zusammenwirkens und als direktes Sinnbild unserer Kirche als ganzer Leib mit vielen Gliedern.

Bei allem Erstaunen über technische Möglichkeiten bleibt uns allen, dem Chor, mir und unserer Gemeinde, am Ende aber doch eine Erkenntnis: Nichts Technisches oder Virtuelles sollte und kann das echte gemeinsame Musizieren auch nur ansatzweise ersetzen. Uns alle drängt die Frage: »Wann können wir wieder zusammenkommen um wirklich gemeinsam zu singen?«

... und virtuell – das Ergebnis lässt sich durchaus hören.

Tobias Segsa ist Kirchenmusiker in der Pfarrei St. Josef in Berlin-Köpenick.



Uta Bolze

»NICHT PLATT UND OBERFLÄCHLICH – IMMER IM RESPEKT VOR DEM ANRUFENDEN«

DAS CORONA-SEELSORGETELEFON

»Meine Frau und meine Tochter sind noch in der Türkei. Aufgrund von Corona können sie jetzt nicht zurück nach Deutschland. Wir sind traurig und verzweifelt. Was kann ich tun? Wer kann mir helfen?« Das waren die ersten Fragen am Corona-Seelsorgetelefon, mit denen ich konfrontiert wurde.

Dieses Angebot gibt es seit dem 16. März, von 8:00 bis 24:00 Uhr an sieben Tagen in der Woche, initiiert von der Notfallseelsorge Berlin, der Kirchlichen Telefonseelsorge und der ökumenischen Krankenhauseelsorge, getragen von ca. 30 ehrenamtlichen Frauen und Männern am Telefon. Es geht darum, Sorgen und Nöte wirklich anzuhören, nachzufragen, zusammen zu überlegen, was jetzt möglich ist, herauszufinden, wo es Hilfsangebote gibt.

Bis Ende Mai haben wir fast 840 Anrufe entgegengenommen, hauptsächlich aus dem Raum Berlin und Brandenburg, aber auch aus anderen Regionen in Deutschland. Es rufen mehr Frauen als Männer an und die meisten Anrufenden sind 60 Jahre und älter.



Uta Bolze

WENN NIEMAND SONST ZUM REDEN DA IST

Die Anliegen sind ein Spiegelbild der Situation. Es werden Sorgen um die eigene Gesundheit thematisiert. »Woran merke ich, dass ich infiziert bin? Wo kann ich mich testen lassen? Kann man noch uneingeschränkt mit dem öffentlichen Nahverkehr fahren?«

Es geht um Einsamkeit und den Abbruch sämtlicher sozialer Kontakte. »Ich lebe allein. Mein Chor trifft sich nicht mehr und auch mein Sport findet nicht statt. Ich bin so traurig.«

Aber auch Sorgen um andere Menschen werden benannt. »Was wird mit den Obdachlosen? Die können ja nicht zu Hause bleiben. Wie können die sich schützen? Wo bekommen sie Hilfe, wenn jetzt die Tafeln und Ausgabestellen von Laib & Seele schließen?«

Besonders hat mich berührt, dass viele der Anrufenden kein Umfeld haben, in dem sie diese Fragen besprechen und sich gegenseitig beruhigen und stärken können. Eine junge Frau hat es auf den Punkt gebracht mit ihrer Bitte: »Können sie das mal in Ruhe mit mir durchdenken? Ich habe niemanden, der das sonst tun kann.«

Um Ostern waren es besonders Menschen, deren Angehörige intensivmedizinisch betreut wurden oder bereits verstorben waren. Eine Verabschiedung im Krankenhaus war unmöglich. Das ist eine zusätzliche Belastung. Beerdigungen sind nur mit ganz wenigen Menschen erlaubt. Trost ohne körperlichen Kontakt – eigentlich fast unmöglich. Manche Anrufenden haben Panikattacken, einige Anrufende sind besorgt um die Eltern im Pflegeheim. Besuche sind nicht möglich, es fehlen der persönliche Kontakt aber auch die soziale Kontrolle. Dazu

kommen Menschen, die einfach reden wollen, da sie in der letzten Zeit Verluste erlebt, Angehörige oder Freunde sich suizidiert haben.

Sehr viele sind psychisch erkrankt. Ihre Situation hat sich durch das Virus besonders verschlimmert, da Unterstützungsangebote fast ausschließlich per Telefon oder digital erreichbar sind. Das gilt besonders auch für Suchterkrankte, deren Selbsthilfegruppen sich nicht treffen können. Das führt zu Rückfällen und starken depressiven Phasen mit Suizidgedanken.

GETRAGEN IM TEAM

Auf solche Gespräche und Fragen muss ich mich innerlich einstellen. Wenn ich zu Hause bin, gehört dazu, dass ich mir den Ort, an dem ich die Gespräche führe, einrichte. Eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wasser, ein Kreuz auf dem Tisch, die Kerze anzünden. Manchmal klingelt das Telefon während des gesamten Dienstes nur einmal, manchmal überhaupt nicht und in turbulenten Phasen sind es auch mal vier Gespräche in einer Stunde. Es ist nicht vorherzusehen. Wir haben einen Dienstplan, in den wir uns online eintragen. Die Anrufe werden im jeweiligen Zeitraum auf unsere Telefone geschaltet. Ein Dienst umfasst mindestens eine Stunde. Viele Kolleginnen und Kollegen haben feste Zeiten am Morgen oder am Abend, die mehrere Stunden umfassen. Über ein Auswertungsformular informieren wir über die wesentlichen Inhalte und können direkt Supervision erhalten. Regelmäßig gibt es das Angebot der Intervision, an dem alle Telefonseelsorgenden teilnehmen können. Mode-

riert von einer ausgebildeten Supervisorin haben wir die Möglichkeit, in der Gruppe von den Anrufen zu berichten, die uns besonders beschäftigten.

Es gibt Situationen, da bleiben Fragen offen, aber es gibt auch Angebote, die weiterhelfen. Ich vermittele an die muslimische Seelsorge, den Berliner Krisendienst, übergebe an muttersprachliche Seelsorger/-innen oder kann an Beratungsstellen von Caritas und Diakonie verweisen.

ZWISCHEN GEBETSANLIEGEN UND VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN

Mit den ersten Lockerungen verändern sich wieder die Themen der Anrufenden. »Alle sagen, es geht wieder los. Bei mir geht nichts wieder los. Meine Gruppen treffen sich noch nicht. Ich bin genauso einsam wie zuvor.« Dazu kommt bei vielen die Sorge, dass Restaurants und Schulen zu schnell wieder geöffnet werden, der Ärger, dass einige die Schutzmaßnahmen nicht ernst nehmen, den Nase-Mund-Schutz nicht tragen. Das verunsichert, macht ärgerlich und einige werden sogar aggressiv.

Manchmal greifen auch Verschwörungstheoretiker oder Impfgegner/-innen zum Telefon. Das fordert mich besonders, da diese häufig keine Argumente anhören und austauschen, sondern lediglich ihre eigenen Theorien ausbreiten.

Aber auch das gehört dazu. Genauso wie Menschen, die sich für ein Gespräch bedanken, um einen guten Gedanken für die Nacht bitten, mitteilen, dass sie für uns und alle von Covid 19 Betroffenen beten.

Das Virus wird uns noch lange Zeit begleiten. Es hat Auswirkungen auf unser Zusammenleben. Es löst Fragen und Ängste aus. Mit dem Corona-Seelsorgetelefon können wir einigen davon wirksam begegnen. Es ist eine gute Ergänzung zum bereits vorhandenen Hilfenetz und ein Ausdruck unserer Verantwortung auch und gerade als christliche Kirche in dieser Zeit. Wir haben eine Hoffnung, die uns stärkt und trägt, wir haben eine Botschaft, die froh macht und verbindet. Nicht platt und oberflächlich, sondern immer im Respekt gegenüber den Anrufenden.

Bei den Fragen, die mich über das Seelsorgetelefon erreicht haben, ging es nicht um Gottesdienstzeiten. Es ging um Anfragen in konkreten Notsituationen. Da ist natürlich das Gebet eine Hilfe, aber es gibt daneben weitere wirksame Unterstützungsmöglichkeiten, die von uns als Kirche angeboten werden können. Diese werden gerade von den Menschen bei uns gesucht, die oft aktuell keinen Zugang zur Kirche haben. Hören wir ihnen nicht nur zu, sondern helfen wir zukünftig viel häufiger ganz konkret. Dazu braucht es keine Optimierung vielfältigster bunter Angebote. Aber es gibt den Anfragenden eine besondere Form der Wertschätzung und damit sicher auch die Gelegenheit, eine ganz andere Frage zu stellen: Aus welcher Hoffnung lebst du?

Uta Bolze ist Notfallseelsorgerin

CORONA-SEELSORGE-TELEFON
030 403 665 885
8 - 24 Uhr

Gesendet **Bericht**

zum Corona-Seelsorgetelefon
und zur
Medi-Helpline

Getragen von: EKBO, DWBO
Caritas, Erzbistum Berlin
SenGPG

1200 Anrufe bislang
13,2 Gespräche am Tag
24 Minuten durchschnittliche Gesprächsdauer

Luzia Hömberg

HIN-GEHEN ODER DA-BLEIBEN?

FRAGEN UND ERFAHRUNGEN AUS DER KLINIK-SEELSORGE IN CORONA-ZEITEN

Menschen werden krank. Die plötzliche oder fortschreitende Erkrankung wirkt bedrohlich und stürzt sie in eine Krise. Sterben und Tod kündigen sich an. Patienten, Angehörige und behandelnde Ärzte und Pflegende müssen Entscheidungen darüber treffen, wie es weitergehen soll, was hilfreich und möglich ist ... Alltag im Krankenhaus!

Das erleben wir als Klinikseelsorgende oft mit und wollen mit unserem Angebot von Da-Sein und persönlicher Begleitung helfen. Wir tun das in unserem Seelsorge-Alltag in vielen einzelnen persönlichen Begegnungen in der Klinik!

Corona hat den Alltag zerbrochen: Der Ausbruch der Corona-Pandemie hat auch uns in eine Krise gestürzt: Die Angst vor einer großen Zahl schwer Erkrankter, die gleichzeitig behandelt und betreut werden müssen, vor der Überlastung der Intensivstationen, vor zahlreichen isolierten Sterbenden und vielen Todesfällen zog drohend auf: Die Bilder von Kliniken und Friedhöfen in Italien verdüsterten die Nachrichten und machten Angst – auch und besonders allen in den Krankenhäusern.

Wir hatten Angst: Was kommt da auf uns zu? Wie würden wir uns selbst und unsere Angehörigen vor Ansteckung schützen können? Würden wir persönlich und von unserer Zahl her gerüstet sein, für den Fall, dass viele Menschen im Sterben begleitet, Angehörige in ihrer Trauer begleitet werden müssten?

Kliniken und Pflegeeinrichtungen versuchten, sich auf den Großschadensfall der Pandemie vorzubereiten. Die Ansteckungsrisiken sollten unbedingt verringert, die Behandlungskapazitäten erhalten werden:

Entsprechend den Verordnungen der Bundesländer wurden die Besuchsmöglichkeiten eingeschränkt, Intensivstationen aufgestockt, ganze Stationsabteilungen geschlossen oder umfunktioniert.

Kliniken und Pflegeheime machten den Eindruck von bewachten Festungen mit Wachschatz vor der Tür und Zugangskontrollen.

»Wir bleiben für euch hier – bleibt ihr für uns zuhause!« so plakatierten und inserierten viele Kliniken im Namen ihrer Mitarbeitenden als Appell für die Beachtung der Kontaktbeschränkungen!

Wo und bei wem war nun unser Platz als Seelsorgende in der Klinik? Wo und zu wem hingehen? Und wie »Dabeibleiben« bei unserem Angebot der seelsorglichen Begleitung für Patienten, für Angehörige, die nun überwiegend zuhause bleiben mussten und für Klinikmitarbeitende in streng isolierten Arbeitsbereichen?

Wir bleiben in Verbindung

EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
www.ekbo.de/corona

**ERZBISTUM
BERLIN**
www.erzbistumberlin.de/corona

Gott spricht:
Ich will euch
eine Zukunft
und eine
Hoffnung
geben.

Jeremia 29, 11

Foto: Pixabay

Lassen Sie uns auch in dieser besonderen Situation in Kontakt
bleiben - per Telefon, per Mail oder über Fernsehen und Radio.

„Redezeit“ Einsamkeits-Telefon Malteser

Tel.: (030) 348 003 269 | Redezeit.Berlin@malteser.org

Ökumenisches Corona-Seelsorgetelefon

Tel.: (030) 403 665 885 | Erste Hilfe für die Seele in Krisensituation

"Pflege in Not" Beratungstelefon Diakonie

Tel.: (030) 69 598 989 | Bei Konflikt und Gewalt in der Pflege älterer Menschen

Fernsehgottesdienste

ZDF | an Sonn- und Feiertagen 9.30 Uhr, ev. und kath. im Wechsel

ARD | an den Feiertagen 10.00 Uhr, ev. und kath. im Wechsel

Kirche im RBB

Gottesdienste ev. und kath. im Wechsel

RBB-Kultur, an Son- und Feiertagen 10.00-11.00 Uhr

Worte für den Tag:

RBB-Kultur, Mo. - Sa. 6.45 Uhr | Antenne Brandenburg, Mo. - Sa. 9.12 Uhr

RBB 88.8, Mo. - Sa. 5.50 Uhr

Das Wort: RBB 88.8, So. 9.50 Uhr

Abendsegen: RBB 88.8, täglich 21.58 Uhr

Bischofswort: RBB 88.8, Sa. 9.50 Uhr

Digitale Kirche

www.ekbo.de/themen/kirche-im-digitalen-raum.html

Unsere Erfahrung in der Krisen-Begleitung hat uns geholfen: Dabeibleiben-Wahrnehmen was ist – Innehalten und dann schauen, was geht, was und wem jetzt etwas durch unser Tun konkret und persönlich hilfreich sein kann.

Es hat sich in den vergangenen Wochen gezeigt, das da, wo wir bisher als Klinikseelsorgende gut und verlässlich präsent waren, dies auch in der Corona-Zeit sein können: In guter Verbindung mit den Klinikmitarbeitenden, mit unseren evangelischen Kolleginnen und Kollegen und mit unseren im Umfeld der pastoralen Räume oder überregional tätigen Kolleginnen und Kollegen.

Umgekehrt heißt das aber auch: In den Kliniken und Einrichtungen, wo es bisher keine oder nur wenig seelsorgliche Angebote durch Haupt- oder Ehrenamtliche gab, wurde auch jetzt keine besondere Nachfrage nach Seelsorge gestellt. Die Systemrelevanz von Seelsorge in der Klinik steht und fällt mit unseren verlässlichen Präsenzangeboten!

Wie geht Klinikseelsorge in Corona-Zeiten? Wie gehen wir in Corona-Zeiten zu den Patienten – und wie erfahren wir, wie es ihnen geht?

Seelsorge bei Schwerstkranken und sterbenden Patienten war auch in den Zeiten des strengen Lockdowns in den Kliniken zugelassen – das war für uns Herausforderung und Verpflichtung!¹

Herausfordernd waren zuerst die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zum eigenen Schutz und dem der Patienten:

In den Kliniken musste jeweils vereinbart werden, ob und wie Patienten, und dann ggf. auch die mit Corona – Infektionen besucht werden konnten. Das ist auf einer onkologischen Schwerpunkt-Station anders als in der Gerontopsychiatrie oder Kinderklinik!

Kolleginnen und Kollegen mit mehr als einem Klinikdienstort beschränkten sich in gegenseitiger Absprache auf einen Ort.

Rufbereitschaften und Vernetzungen wurden eingerichtet: So haben zum Beispiel die Seelsorgenden der Charité Mitte und der Vivantes Kliniken Am Urban und Am Friedrichshain eine seelsorgliche Notfallbereitschaft organisiert.

Verzichten müssen wir weitgehend bis jetzt auf die Unterstützung der Ehrenamtlichen in unseren Besuchsdien-

ten, die die Klinikseelsorge zum Teil auch in Kooperation mit den umliegenden Kirchengemeinden organisiert.

Unsere »Performance« der Besuche bei den Patienten hat sich verändert: Einfach mal von Zimmer und Zimmer gehen und »Guten Tag! Wie geht's denn?« – Fragen ist in Zeiten limitierten Besuchs schwieriger geworden. Es gibt mehr verabredete und mit den Stationen vereinbarte Besuche – aber auch immer noch die spontanen Begegnungen auf dem Flur.

Wir besuchen jetzt mit Maske, Kittel und mit viel Abstand und üben uns darin, trotzdem Nähe und freundliche Zugewandtheit sichtbar und spürbar werden zu lassen.

Die Begegnung mit seh- oder hörbehinderten Patienten oder mit Menschen mit dementiellen Erkrankungen erfordert stärkere Ausdrucksformen. Da können wir noch lernen von den Klinikmitarbeitenden der Intensivstationen, die darin schon länger geübt sind und auch von unseren Kolleginnen und Kollegen in der Seelsorge mit behinderten Menschen.

Wo persönliche Besuche im Krankenzimmer nicht möglich waren, haben Klinikseelsorgende von Brief, Telefon und auch Tablet Gebrauch gemacht.

Manche Begegnung gelingt unter diesen Bedingungen nicht – und wir müssen mit dieser Vergeblichkeitserfahrung umgehen. Angebotene Sprechzeiten in Sprechzimmer oder am Telefon wurden teilweise gut angenommen, manchmal aber auch nicht!²

»Wie geht es Ihnen jetzt?«- oder biblisch »Was willst Du, das ich Dir tun soll?« – diese Leitfrage seelsorglichen Begleitens ist – das hat sich gar nicht verändert – ein Türöffner für das Gespräch mit den Patienten: Angst vor der Krankheit, vor Schmerzen, Sorge um die Angehörigen oder die Einsamkeit im Krankenhaus und Zuhause belasten die Patienten und sind Themen unserer Gespräche. Was kann trösten? Was kann Sinn geben? Und wo ist da Gott? Das sind die ausgesprochenen oder oft auch unausgesprochenen Fragen, die in unseren Begegnungen präsent sind und manchmal Antwort finden.³

In Corona-Zeiten wurden die Sorgen oft noch einmal schwerer. Vor allem Patienten ohne Angehörige oder psychiatrische Patienten, die die Station nicht verlassen dürfen und unter großen Ängsten leiden, wurden durch den Lockdown erheblich zusätzlich belastet.

Sorgen machen uns wie allen Klinikmitarbeitenden die Patienten, die wegen der Beschränkungen ihre ambulante oder teilstationäre Behandlung nicht fortsetzen und in die Klinik kommen konnten. Hier ist manchmal der regelmäßige Kontakt auch für uns unterbrochen worden. Wie wird es den Menschen zuhause gehen?

1 Vgl. dazu die Verordnungen der Länder Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Das Katholische Büro unseres Erzbistums war immer an den jeweiligen Formulierungen beteiligt.

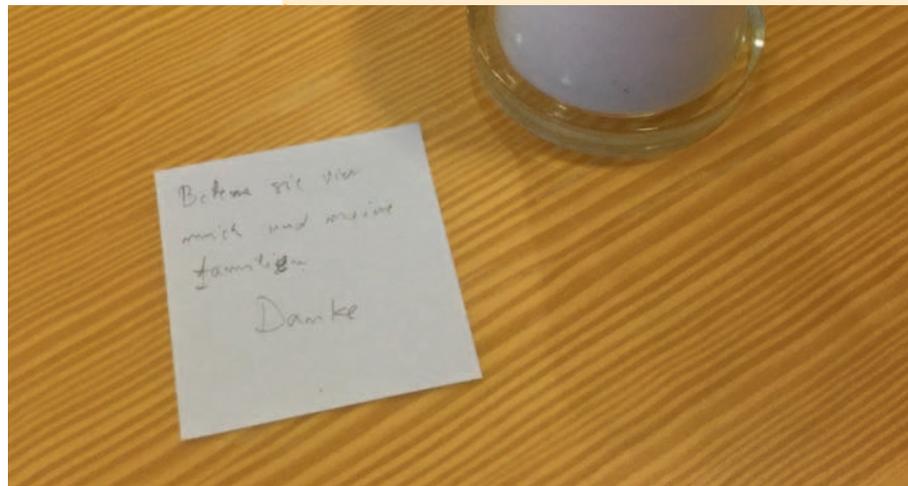
2 Vgl. dazu auch die Erfahrungen des Mainzer Klinikseelsorgers Karl-Heinz Feldmann, »Ein neues Kapitel Christsein«, in *Christ in der Gegenwart* Nr. 18/2020. S. 201f

3 s. auch z.B. die anschaulichen Interviews unserer Kolleg*innen Vera Markert, »Selig sind, die Leid tragen« in *Christ und Welt* 26.3. 2010, Nr. 14 S.3 und P. Markus Mönch, »Im Gesicht des gegenüber lesen« in *Tag des Herrn*, 10. 5. 2020, Nr. 19

ABSCHIEDSGEBET

Gebet

Gott,
 wir stehen hier am Bett von N.N.
 und bringen all das zu dir, was unser Herz bewegt:
 unser Denken und Fühlen, unser Hoffen,
 unsere Ohnmacht und unsere Bitten für N.N.:
 Sei du jetzt bei diesem Menschen mit deiner Kraft
 und Stärke, dass er seinen Weg gehen kann.
 Nimm all das von ihm, was ihn beschwert
 und schenke ihm Ruhe und deinen Frieden.
 Amen.

**Segen**

Alles, was dir in den Sinn gekommen ist,
 alles, was du gedacht und gehofft hast
 sei jetzt angenommen und vollendet.

Alles, was du in die Hand genommen,
 angepackt und geschaffen hast,
 sei jetzt angenommen und vollendet.

Alles, was dir gegeben wurde,
 an Leichtem und auch Schwerem, Freude und Leid,
 sei jetzt angenommen und vollendet.

All deine Lieben,
 alle, die jetzt gerne bei dir wären,
 aber nicht hier sein können,
 mögen dir verbunden sein in Liebe und Treue.

Allen, die dich und andere hier pflegen,
 werde Kraft und Beistand geschenkt.

Gott sende dir seinen Engel entgegen.
 Er nehme dich bei der Hand
 und führe dich durch Dunkelheit und Nacht ins
 Licht.

Amen.

Handreichung für Pflegende und Ärzte
 zum Abschiednehmen von einem
 sterbenden oder verstorbenen Covid-19 Patienten,
 zur Verfügung gestellt
 von der Klinikseelsorge Tübingen

Eine noch engere Vernetzung mit ambulanten therapeutischen und sozialen Begleit- und Hilfsangeboten, auch in den umgebenden pastoralen Räumen, könnte da zukünftig sehr hilfreich sein!

Der Kontakt mit den Angehörigen war in der Zeit des Lockdowns sehr erschwert. Sie mussten ja meist draußen bleiben! Wir konnten als Seelsorgende telefonisch erreichbar sein, manchmal auch stellvertretend Besuche machen, Grüße und Nachrichten ausrichten. Als besonders hilfreich hat sich auch das in ökumenischer Trägerschaft eingerichtete »Corona-Seelsorge-Telefon« für Patienten und Angehörige erwiesen, an dem sich auch Klinik- und Notfallseelsorge beteiligt haben.⁴

Mit unseren bisherigen Erfahrungen in der Krisen- und Sterbebegleitung stellt sich die Frage, wie es sich noch auswirken wird, dass viele Angehörige ihre kranken und sterbenden Lieben nicht so begleiten konnten, wie sie es sich gewünscht hätten. Da ist viel Schmerz, Schuldgefühl und unverarbeitete Trauer, die sich uns in Zukunft als schmerzhaft Themen in Begegnungen mit Patienten und Angehörigen zeigen werden.

Klinikseelsorge richtet sich auch an die Mitarbeitenden: es war ein gutes und tröstliches Signal, das wir geben konnten: Wir bleiben auch da – für Euch! Alle Mitarbeitenden waren extrem belastet durch die Corona-Ausnahme-Situation. Manche hatten viel mehr Arbeit, manche standen ohne die gewohnten Patientengruppen, aber mit neuen Arbeitsanforderungen da!

Wo wir eingebunden waren in ethische und therapeutische Fallbesprechungen und Konferenzen stellten sich allen ungewohnte Fragen: Waren es bisher eher Fragen z.B. einer Therapiezielveränderung entsprechend des persönlichen Patientenwillens oder des Patientenwohls ging es jetzt um eine ethisch vertretbare Versorgung von Patienten unter Pandemie-Bedingungen, Verteilungsgerechtigkeit und des Umgangs mit medizinischen Ressourcen bei möglicher Überlastung.

Hilfreich waren für uns Seelsorgende die interdisziplinär und ökumenisch zügig erarbeiteten ethischen und pastoralen Handreichungen und Leitlinien unserer Fachstellen und Kirchen.⁵

4 Corona-Seelsorgetelefon, Notfallseelsorge-berlin.de, Tel.: 030-403 665 885.

5 s. Veröffentlichungen:
Akademie für Ethik in der Medizin: www.aem-online.de
Theologische Richtlinien und Empfehlungen: www.covid-spiritualcare.com
www.dbk.de/themen/coronavirus/

6 Medi-Helpline berlin: www.medi-helpline.de; Tel.: 030-403 665 888

Die befürchtete Überlastung unserer Kliniken und Pflegeeinrichtungen ist nicht eingetreten. Wir konnten miterleben, wie Ärzte und Pflegende sich großartig engagiert haben. Bei vielen Mitarbeitenden ist aber jetzt Erschöpfung und Enttäuschung spürbar. Auch hier gab es ein kirchlich mitverantwortetes Beratungsangebot: Medi-Helpline Berlin.⁶

»Nur Beifall klatschen reicht nicht..«, sagen viele Pflegende. Der schon vorher zu beklagende Fachkräftemangel in der Pflege ist nicht geringer geworden. Wie können wir als Seelsorgende zur Entlastung der Situation vor Ort, wie können wir als Kirche aber auch auf politische Entscheidungen für bessere Pflegebedingungen in Kliniken und Pflegeeinrichtungen einwirken?

Stille und Gebet, ein passendes Wort aus der Bibel, persönlicher Zuspruch und Segen – in den persönlichen Begegnungen in der Klinik hat das seinen Platz behalten. Vielleicht war Gott jetzt gerade in der Stille besonders da, im leisen Mit-Aushalten.

Wo wir in den Kliniken Kapellen oder Räume der Stille zur Verfügung haben, mussten Gottesdienste und Andachten zunächst ausfallen – und können erst vorsichtig wieder aufgenommen werden.

Die Orte als solche behielten ihre Bedeutung: Als »unverzweckte« Räume in der Klinik geben sie Patienten wie Mitarbeitenden Raum zum Aufatmen und Besinnen.

Einmal mehr hat sich bestätigt, wie wichtig es ist, diese Räume schön und einladend zu gestalten, mit Blumen, Symbolen, Karten mit Textimpulsen und Segenssprüchen zum Mitnehmen.

Eine sehr gelungene ökumenische Aktion waren für uns Karten mit verschiedenen Motiven, die die Klinikseelsorge in ökumenischer Zusammenarbeit in der Corona-Zeit herausgegeben hat: »Gott gebe dir für jeden Sturm einen Regenbogen!«

Und auch die Medien waren hilfreich: Wo möglich und gegeben, erfuhren bewährte alte Krankenhaussender neue Aktualität, mit der Möglichkeit Gottesdienste und Andachten in die Krankenzimmer zu übertragen. Von größerer Reichweite war vielleicht aber das vielseitige TV- und Radioangebot, auf dass wir die Patienten und Mitarbeitenden aufmerksam machen konnten – mit einem schönen Plakat: »Wir bleiben in Verbindung!«

In Mehrbettzimmern gewinnt dieses Programm sicher auch eine besondere kommunikative Prägung. Sehr geschwächte oder in ihrer Wahrnehmung eingeschränkte Patienten blieben aber außerhalb der Reichweite solcher Angebote.

Mit viel Phantasie und Technik haben viele Kolleginnen und Kollegen in unseren Kirchen es ermöglicht, dass unsere Gottesdienstfeiern – wenn auch auf andere Weise – erfahrbar und sichtbar blieben. Das ist großartig!



*Gott gebe dir für jeden Sturm
einen Regenbogen.*

Segen

Gott gebe dir für jeden Sturm einen Regenbogen,
für jede Träne ein Lachen,
für jede Sorge eine Aussicht
und eine Hilfe in jeder Schwierigkeit.
Für jedes Problem, das das Leben schickt,
einen Freund, es zu teilen,
für jeden Seufzer ein schönes Lied
und eine Antwort auf jedes Gebet.

Segen

Es segne dich Gott, wunderbare Schöpferkraft,
die dich nach ihrem Bild geschaffen hat.
Es segne dich Gott, der Sohn,
der dich durch seine Liebe erlöst hat.
Es segne dich Gott, heilige Geistkraft,
die dich zum Leben gerufen und geheiligt hat.
Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist leite und begleite dich.
Im Leben und im Sterben.
Er sei dir gnädig und schenke dir Frieden.
Amen

 **EVANGELISCHE KIRCHE**
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de

 **ERZBISTUM
BERLIN**

www.erzbistumberlin.de



Werden wir diese Phantasie und Beharrlichkeit in der Seelsorge jetzt auch einsetzen, um denen eine persönliche Teilhabe und unsere persönliche Nähe zu ermöglichen, die als Risikogruppen von den zu erwartenden langfristigen Einschränkungen in Folge der Corona-Krise an den Rand der geschoben und zum Zusammensein nicht mehr eingeladen werden?

Als Klinikseelsorgende müssen wir dabei bleiben: Begegnung, Teilen und Trösten ereignet sich in persönlicher Nähe, mit Maske, wenn nötig, aber von Angesicht zu Angesicht. Das ist durch nichts zu ersetzen!

Unsere Aufgabe als Christen ist es, die Realpräsenz zu leben, wie es der Bischof von Hildesheim, Heiner Wilmer, formuliert hat: »Wir leben zu sehr auf Distanz, über ferngesteuerte Angebote. Wir sind nicht nah dran. Es geht darum, beieinander zu sein, Schulter an Schulter durchs Leben zu gehen, einander gegenüberzusitzen am Küchentisch, am Arbeitsplatz, wo Menschen älter werden, wo sie krank und zerbrechlich sind, Auge in Auge, miteinander zu lachen, zu weinen und wirklich körperlich präsent zu sein. Die Erlösung kommt über konkrete persönliche Nähe, nicht über eine abstrakte Idee.«⁷

Luzia Hömberg ist Referentin für Krankenhauseelsorge
im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin

⁷ Heiner Wilmer in: *Tag des Herrn*, Nr. 27, 5. Juli 2020, S. 4f

Anne Langhorst

WIE DIE CORONA-PANDEMIE UNSERE WELT AUF DEN KOPF STELLTE UND UNS IN UNSERER ARBEIT BESTÄRKTE

»Begegnungsräume schaffen« sehen wir als Standorte des Malteser Integrationsdienstes in Berlin als unsere Kernaufgabe. Die Nachricht, unsere laufenden und geplanten Aktivitäten aufgrund der herrschenden Corona-Kontaktbeschränkungen vorerst nicht weiterführen zu können, traf uns hart.

Es klang zunächst paradox: Wie kann es funktionieren, Begegnungsräume zu schaffen, wenn wir uns nicht physisch begegnen dürfen? Fragen wie »Wie soll es nun weiter gehen? Was wird aus den Menschen, die auf unsere Angebote angewiesen sind oder sich auf uns verlassen? Was wird aus unserer Arbeit?«, beschäftigten alle vier Mitarbeitenden der beiden Berliner Standorte. In Phasen der Ungewissheit ist es oft schwierig, klare Gedanken zu fassen. Trotzdem ist es dem Team gelungen, sich schnell wieder zu fokussieren und unser eigentliches Ziel im Blick zu behalten. Wir stellten uns also die Fragen, welche Bedarfe sich nun bei unserer Zielgruppe, den Menschen mit Flucht- und Migrationshintergrund, ergeben würden. Mit welchen Ängsten und Herausforderungen würden Menschen konfrontiert sein, die noch nicht lange in Deutschland leben?



Anne
Langhorst

UNSERE IDEE: WEIL NÄHE(N) ZÄHLT

Zum einen nahmen wir uns vor, Ruhe auszustrahlen und Menschen mit Migrationshintergrund umfassend zu informieren, über rechtliche Regelungen, aber auch Beratungs- und Hilfsangebote während der Corona-Pandemie. So entstanden drei Übersichtspapiere zu den Themenfeldern Information und Hilfeleistungen, digitale Lernangebote und Freizeitangebote in Zeiten der Kontaktbeschränkung. Seit Mitte März werden diese Übersichten regelmäßig aktualisiert und der Zielgruppe bereitgestellt.

Zum andern versuchten wir, durch die Umstellung auf digitale Begegnungsprojekte, Menschen unserer Zielgruppe weiterhin zu erreichen und somit zu einem geregelten Tagesablauf beizutragen. Wir schufen neben naheliegenden Angeboten wie digitale Gesprächskreise und Patenschaften auch kreative Angebote auf Initiative der Ehrenamtlichen, wie ein regelmäßig stattfindender digitaler Stadt-Land-Fluss oder Bingo-Abend. Die Frauengruppe steht über die Videoplattform Zoom in engem Austausch; statt des gemeinsamen Kochens machen sie nun Videos von Rezepten, kochen oder backen zusammen, aber räumlich getrennt und tauschen sich regelmäßig darüber aus. Um trotz der heimischen Quarantäne in Form zu bleiben, planten wir ein digitales Sportprojekt mit Yoga-, Tanz- und Fitnesskursen, das sich großer Beliebtheit unter Ehrenamtlichen und Geflüchteten erfreut.

Ein Projekt, das nicht erst seit der Maskenpflicht im ÖPNV oder in Supermärkten für viel Aufmerksamkeit sorgte, ist das integrative Nähprojekt. »Weil Nähe(n) zählt« ist hier das Motto für die fünf geflüchtete und 16 ehrenamtlich Frauen. Sie nähen räumlich getrennt aber mit einem gemeinsamen Ziel: Hilfe den Bedürftigen. Die gefertigten Behelfsmasken werden an soziale Einrichtun-

gen und Menschen, die sich den Kauf einer Behelfsmaske nicht leisten können, gespendet. Bisher würden etwa 800 Masken genäht und verteilt. Die Nähmaterialien werden den nähenden Frauen mit der Post nach Hause geschickt, genäht wird nach einem Video-Tutorial unseres Kooperationspartners »SUIERE- Fashion with a mission«.

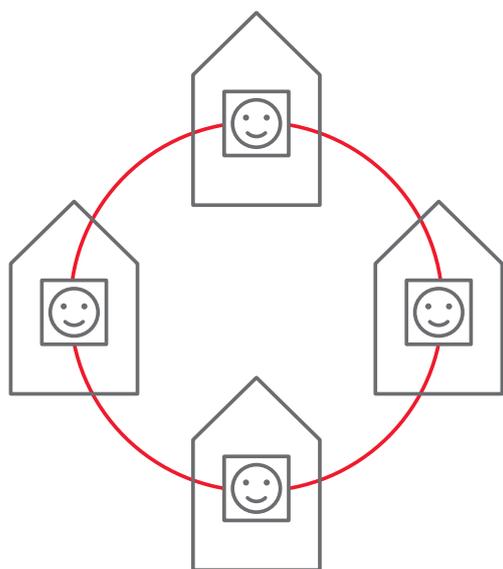
Getreu unserem Leitsatz »Hilfe den Bedürftigen« ist das Team der Berliner Integrationslotsen seit Anfang April 2020 auch dienstübergreifend im Einsatz. Mit den vorhandenen Fremdsprachenkenntnissen unterstützen wir zwei Mal wöchentlich den mehrsprachigen Einkaufsservice der Malteser Berlin für bedürftige, alte und kranke Menschen, die ihre vier Wände derzeit nicht verlassen können oder möchten. Dabei kommen wir mit Ehrenamtlichen und Mitarbeitenden anderer Dienste in den Austausch, was dem Integrationsdienst zu mehr Präsenz verhilft, aber auch die interne Vernetzung der Mitarbeitenden fördert. Denn wir alle arbeiten für dasselbe Ziel: Hilfe den Bedürftigen.

Neben all den Schwierigkeiten und Hindernissen, die diese Zeit mit sich führt, gab es in unserem Fazit auch viele schöne und uns ermunternde Entwicklungen:

UNSERE LEARNINGS

- **Aktionismus:** Ehrenamtliche, die sonst zwar regelmäßig zu uns Kontakt hielten und auch in Projekte oder Patenschaften eingebunden waren, brachten erstmals neue Ideen und Anregungen ein. Eher passive Integrationslotsinnen und Integrationslotsen sind plötzlich mit großer Motivation dabei, ein Resultat davon war der digitale Spieleabend.
- **Standorte rücken enger zusammen:** Da es zu Zeiten des Kontaktverbots egal ist, wo man lebt, schufen wir standortübergreifende Angebote. Dabei ist weder der Wohnort der Ehrenamtlichen noch der geflüchteten Teilnehmenden relevant. Ein Beispiel hierfür ist das digitale Sportprojekt, bei dem eine der Ehrenamtlichen derzeit in Karlsruhe wohnt.
- **Wir haben dazugelernt!** Begegnungen können auch ohne physischen Kontakt stattfinden, nicht nur das haben wir gelernt. Auch das Kennenlernen sowie der Umgang mit digitalen Vernetzungstools wie Zoom oder jitsi meet hilft uns die Krise zu meistern und unsere Arbeit in Zukunft effizienter zu gestalten.
- **Malteser als verlässlicher Partner in Krisenzeiten:** Seit Beginn der Pandemie erreichen uns zahlreiche Anfragen interessierter Ehrenamtlicher. Das Interesse vieler neuer Ehrenamtsinteressentinnen und Ehrenamtsinteressenten zeigt uns, dass die Malteser für viele in Deutschland lebende Menschen als verlässlicher Partner in Krisenzeiten stehen. Diese Zeit bietet für uns die Chance, neue Ehrenamtliche zu akquirieren, in digitale Projekte einzubinden, oder mit ihnen gemeinsam Projekte zu entwickeln und so auch langfristig zu binden. Eine bleibende Aufgabe ist nun, einen solchen Ruf der Malteser auch unter migrantischen Bevölkerungsgruppen in der Breite zu etablieren.

Unser bisheriges Fazit der Kontaktbeschränkungen fällt für die Integrationsdienste am Standort Berlin positiv aus: Die Bereitschaft und Flexibilität der Team-Mitglieder sind bemerkenswert. Der »Krisenmodus« hat die Identifikation mit dem Arbeitgeber gestärkt und das Team enger zusammenwachsen lassen, was uns die hohe Arbeitslast meistern ließ. Und wir haben einmal mehr gezeigt, was Nächstenliebe in Krisenzeiten im Jahr 2020 heißt: Nähe kann für einen gewissen Zeitraum auch über kreative, vor allem digitale Lösungen hergestellt werden. Trotzdem sind wir uns alle einig, die physische Begegnung, das gemeinsame Essen, Lachen und Reden, die persönlichen Eindrücke und Wahrnehmungen können in ihrer Vielfalt, langfristig nicht durch ein digitales Miteinander ersetzt werden. Es bleibt uns nur zu hoffen, dass diese Krise bald ausgestanden ist und wir zur zu einer neuen Normalität zurückkehren können.



Die Autorin ist Referentin für Integrationsdienste beim Malteser Hilfsdienst in Berlin-Neukölln.

Michael Haas-Busch und Bernardette Feind-Wahlcht

MISSION MITMENSCH UND ANDERE AKTIONEN DES CARITASVERBANDES

Aus mehreren Pastoralen Räumen erreichten uns Rückmeldungen, dass durch die Corona-Pandemie Prozesse gestoppt, Veranstaltungen abgesagt und Entscheidungen verschoben wurden. Erfahrungen, die jede und jeder von uns gemacht haben dürfte. Die Konsequenzen waren durchaus unterschiedlich. Der Caritasverband für das Erzbistum Berlin hat versucht, möglichst schnell und doch adäquat und nachhaltig auf die völlig neue Situation zu reagieren und – die Menschen im Blick, für die wir Verantwortung tragen – Alternativen zu schaffen, um dem Auftrag »Not sehen und handeln« gerecht zu werden. Im Folgende ein paar Beispiele

Mission MitMensch Mit dem Projekt »Mission Mitmensch – Nachbarschaftshilfe mit Herz« wurde versucht, die Etablierung und Vernetzung von Nachbarschaftshilfen zu unterstützen. Auf der Projektseite (www.caritas-berlin.de/missionmitmensch) werden u.a. praktische Handlungsempfehlungen und Postkarten sowie Vorlagen für Aushänge angeboten, um als Gruppe, Gemeinde oder Initiative mit Unterstützung durch den Caritasverband in Corona-Zeiten aktiv zu werden. Die Materialien sind so aufbereitet, dass sie an die unterschiedlichen Bedürfnisse und Zielgruppen vor Ort angepasst werden können.

Es geht nicht um die großen Projekte – ein Anruf bei den Orten kirchlichen Lebens, etwa dem Seniorenheim um die Ecke, wie es ihnen in der Arbeit unter Corona-Bedingungen ergeht und welche Unterstützung sie sich »von außen« wünschen, hilft ungemein. Auf der Seite kann man sich auch für den Newsletter »Mail zur Mission MitMensch« anmelden, der sich mit verschiedenen Schwerpunktthemen rund um Corona befasst und Inspirationen für das eigene caritative Handeln in der Krise gibt.

Das Projekt eignet sich als Plattform für weitere Ideen und Kooperationen. Diese konkretisieren sich u.a. mit dem BDKJ, der mit seinem Projekt »Tage ethischer Orientierung« (TEO) im Rahmen der Aktion »72 gute Taten in 2020« Corona-konforme Formen des Engagements mit Jugendlichen insbesondere in der Ferienzeit entwickelt (www.bdkj-berlin.de/projekte/72-gute-taten-in-2020/).

youngcaritas: »schreib mal wieder«, Masken nähen Auch die Aktionen der youngcaritas, insbesondere »Schreib mal wieder« (www.youngcaritas.de/lokalisiert/berlin/postkarten-aktion), harmonieren an dieser Stelle. Die Idee ist einfach: Menschen, die sich von zuhause engagieren möchten, können besonders unter den Einschränkungen leidenden Bewohner/-innen von Einrichtungen durch Vermittlung der youngcaritas Postkarten oder Briefe schreiben und damit eine Freude machen.

Auch dem Aufruf zum Nähen von Behelfs-Stoffmasken (www.youngcaritas.de/behelfs-stoffmasken-naehen) zur Verteilung in den Einrichtungen und an Bedürftige kann von zuhause gefolgt werden. Für beide Projekte stellt die youngcaritas Materialien online zur Verfügung. Im Schreibprojekt haben Freiwillige mehrere hundert Bewohner/-innen mit einem Kartengruß erfreut; mehrere tausend Masken wurden für Einrichtungen der Caritas genäht (u.a. vom Maxim Gorki Theater und der Katholischen Vietnamesischen Gemeinde).



Suche nach Unterstützer/-innen: Schnell wurde deutlich: Nicht nur medizinisches Personal, sondern auch Fachkräfte in Einrichtungen der Jugend- und Behindertenhilfe sowie Gemeinschaftsunterkünften für Geflüchtete sind im Corona-Alltag besonders gefordert und teilweise rund um die Uhr im Einsatz. Es hat sich eine »task force« gefunden, die um ehrenamtliche Unterstützer/-innen wirbt, um die Hauptamtlichen im Alltag zu entlasten. Die Einsatzfelder sind vielfältig, z.B. in den Bereichen Beschulung/Hausaufgabenhilfe, Freizeitgestaltung (insbesondere in den Ferien, wo die Bewohner/-innen zum Teil rund um die Uhr vor Ort sind und manch geplante Aktivität/Fahrt ausfallen musste) oder der logistischen Unterstützung im Quarantäne-Fall.

Auch das Ordinariat – besonders der Bereich Schule – ruft zur Mithilfe auf; die Katholische Hochschule für Sozialwesen und die Katholische Fachschule für Sozialwesen »Edith Stein« kooperiert und aktiviert Studierende. (Nicht nur) in diesem Zusammenhang werden Praktika für Schüler/-innen, Auszubildende und Studierende angeboten (<https://www.caritas-berlin.de/arbeitsbildung/praktika/praxisboerse>). Evtl. können daraus weitere Projekte entstehen. Aktuell werden dringend Lehramtsstudent/-innen und Auszubildende bzw. Studierende im sozialen Feld, sowie ausgebildete Fachkräfte (auch im Ruhestand) für ein ehrenamtliches Engagement in stationären Kinder-, Jugend- und Behindertenhilfeeinrichtungen gesucht, um drohender Benachteiligung und Ausgrenzung entschlossen entgegenwirken zu können!

Die Autorin ist Referentin für Integrationsdienste beim Malteser Hilfsdienst in Berlin-Neukölln.

»Caritas Streetfood on tour« Um den Wegfall von Versorgungsmöglichkeiten für wohnungslose und sozial benachteiligte Menschen (so auch die Caritas-Wärmestube am Bundesplatz) zu kompensieren, wurde ein Projekt zur Lebensmittelversorgung von Menschen in schwierigen Lebenslagen in Zeiten von Corona aufgelegt. Gefördert durch die Aktion Mensch, wird seit Juli unter dem Label »Caritas Streetfood on tour« an verschiedenen sozialen Brennpunkten in Berlin warmes Essen aus einem Food Truck durch Ehrenamtliche Helfer/-innen angeboten. Mithilfe unseres Kooperationspartners Mama & sons wird ein mobiles und flexibles Essensangebot realisiert, ohne Räumlichkeiten in Anspruch nehmen zu müssen. Damit wirken wir dem Mangel an warmen, vollwertigen und gesunden Speisen auf der Straße entgegen.

Die Ausgabestellen sind montags im Hof der Kirchengemeinde St. Marien Liebfrauen (Kreuzberg), dienstags gegenüber der Bahnhofsmision am Ostbahnhof, mittwochs vor dem Wärmestube-Bistro am Bundesplatz und donnerstags bei Eva's Haltestelle im Wedding.

Zwei Dinge, die uns Corona schon jetzt gelehrt hat:

1. Im Lockdown kam praktisch alles zum Erliegen; gerade in sozialen und pastoralen Handlungsfeldern konnte kaum mehr eine Aufgabe wie gewohnt umgesetzt werden – nicht zuletzt auch deshalb, weil zahlreiche Akteure selbst Risikogruppen angehören. Eine wichtige Erfahrung war und ist, dass digitale Lösungen sehr wohl vieles möglich machen, auch wenn sie nie die persönliche Begegnung ersetzen, etwa in den Bereichen »kollaboratives Arbeiten« an Projekten (bspw. die Erarbeitung von Konzepten und gemeinsamen Verlautbarungen), Kommunikation, etwa Konferenz- und Besprechungsformate (Gremien, Ausschüsse etc., auch bistums- und bundesweit), Bildungsveranstaltungen und sogar Gottesdienste. Dafür braucht es neben dem Willen gemeinsame Standards, gerade in Bezug auf Datensicherheit, Transparenz und die Nutzung von Tools, die für die Kirche und ihre Caritas gleichermaßen gelten müssen. Sie sollten kooperativ entwickelt werden – und zwar umgehend! Gleichzeitig dürfen Menschen, die keinen Zugang zu digitalen Medien haben, nicht vergessen werden und bedürfen der gezielten Ansprache.

Michael
Haas-Busch



Bernadette
Feind-Wahlich



2. Eine Krise wie diese fördert schon vorhandene Entwicklungen deutlicher zutage, positive wie negative. Wir alle sind angetan von der großen Solidarität, die in verschiedensten Formen der Nachbarschaftshilfe und kreativen Aktionen zum Ausdruck kommt. Es fällt aber auch auf, wie schnell Rechtspopulismus, Diskriminierung und Verschwörungstheorien das Gespräch über Corona erfasst haben. Einmal mehr sind die Kirche und ihre Caritas gefordert, hier Position zu beziehen und immer wieder den Blick auf die Menschen zu lenken, die unter der Pandemie am meisten leiden und um die es uns primär gehen muss: sozial isolierte, wohnungslose, geflüchtete und flüchtende, von (häuslicher) Gewalt betroffene oder gefährdete, alte, kranke... die Liste ist nicht abschließend und weder auf Deutschland noch die katholische Kirche beschränkt. Corona macht hier keine Unterschiede. Im Übrigen hätte Jesus das auch nicht getan.

Autorin und Autor sind im Bereich »Caritas im Pastoralen Raum« im Erzbistum Berlin tätig.

CORONA-O-TÖNE

zusammengestellt von Ute Eberl

Normalerweise habe ich als alleinerziehende Mutter Entlastung im Alltag durch meine Eltern – das fällt jetzt alles weg, ich muss alles alleine stemmen.

Keine Schule, keine Kita und Homeoffice. Die Sorge um die psychische Gesundheit der Kinder, die innere Zerrissenheit, die vielen Streitereien wegen des Homeschoolings, die Überforderung mit dem neuen Normal: In der Familie potenziert sich die Corona-Krise!

Wir sind die Masken-Näher-Königinnen!

Mich ärgert es, wenn gesagt wird: die Kirche ist nicht präsent! »Die Kirche«, das sind doch wir Christen – und ich kann Ihnen sagen: ich bin bei vielen Menschen – mit 1 ½ Metern Abstand. Die Kirche – das sind doch nicht nur die Würdenträger.

Die Nachricht aus den USA, dass Schwarze häufiger an Corona sterben als Weiße, hat existenzielle Ängste in unserer muttersprachlichen Gemeinde ausgelöst.

Singen verboten! Wie mir das fehlt, laut rausschmettern mit allen links und rechts neben mir!

Die Ausmaße der Pandemie trafen uns unvorbereitet. Besonders für unsere muttersprachliche Gemeinde ist der Gottesdienst am Sonntag so etwas wie ein »Nachhausekommen« – unter Menschen sein, die mich verstehen, aus dem gleichen Kulturkreis kommen.



PGR-Sitzung auf Abstand
im Garten – viel entspannter
als im Pfarrsaal!

Corona erlebe ich wie ein Brennglas:
was vor Corona schon falsch lief, wird jetzt
noch deutlicher wahrgenommen: wenn
ich nur an die Fleischfabriken denke!
Die »vor-Corona-Zeit« jetzt ausschließlich
zu verherrlichen ist auch irgendwie schräg!

Wir bleiben in Verbindung – haben wir
an Ostern gesagt, haben wir an
Pfingsten gesagt, ich mag gar nicht
an Weihnachten denken.

Kontakt zu Jugendlichen
läuft über WhatsApp. Das lässt
sich nicht verbieten.

Mein Angebot zur Beichte:
ich war den ganzen Tag in der Kirche
und es ist nur ein einziger gekommen.

In den ARD-Nachrichten
hieß es, Gottesdienste »mit
Publikum« sind wieder
erlaubt. Da geht einem
schon die Hutschnur hoch!

Als ob »vor« Corona in der Gemeinde
alles rund gelaufen wäre und am
Aufblhen war ... und jetzt mitten in
Corona alles am Boden liegt. Das
stimmt doch so gar nicht.

Wir haben alle Senioren am Beginn der
Pandemie angeschrieben und Hilfe
angeboten. Keine Rückmeldung. Dann
haben wir eine Telefonaktion
bei den Senioren gestartet. Fazit: für
die tägliche Sorge braucht es
die Gemeinde nicht.

Digital sind ganz neue kleine Formate entstanden:
Digitale Gottesdienste, Abendgebete aus Kirchen, Impulse
für den Tag, Podcasts – alles noch nicht perfekt, aber
einfach ausprobiert und dazugelernt. Hoffentlich bleibt
das, das ist doch Verkündigung auf neuen Wegen!

Ich kann die schweigende
Gemeinde hinter ihrem
Mundschutz nur schwer
ertragen. Es herrscht eine
sterile, beinahe
gespenstische Atmosphäre.



Kludia Höfig und Jan Korditschke SJ

EIN DIGITALER GLAUBENSKURS – GEHT DAS?

MOMENTAUFNAHMEN DES CRASHKURSES TAUFE IN ZEITEN VON CORONA

Crashkurs Taufe – »nomen est omen«. Wir beide, Kludia Höfig und Jan Korditschke SJ, hatten für zwölf Menschen, die sich auf die Taufe vorbereiten wollten, fünf Ganztagestreffen zwischen Februar und Juni 2020 geplant. Angesichts der Pandemie ließ sich diese Idee nicht umsetzen. Nach dem ersten Treffen war erst einmal Schluss – Lockdown!

Anfang Mai, als sich abzeichnete, dass auch die weiteren geplanten Treffen so nicht durchführbar sein würden, boten wir den Teilnehmenden kurzfristig die Umstellung des Crashkurses auf ein Online-Format an. Der Kurs sollte nun sieben Wochen lang dauern, wobei jede Woche unter einem eigenen Glaubenthema stand. Die Teilnehmenden ließen sich auf diese Änderung ein und waren neugierig.

In einer geschützten Chatgruppe mit »Kanälen« für die einzelnen Kurswochen haben wir den Katechumenen täglich je einen Impuls zur Verfügung gestellt. Dieser Impuls bestand entweder aus einem Text (max. 800 Zeichen), einem Bild oder einem Kurzvideo (max. 5min) und war mit persönlichen Reflexionsfragen, einer kurzen Gebetsformulierung sowie einem persönlichen Gruß von uns an die Gruppe verbunden. Es bestand die Möglichkeit, auf diese Impulse im Chat schriftlich zu reagieren sowie eigene Gedanken, Bilder oder Videos in die Kanäle einzustellen.

Jede Woche fand ein knapp zweistündiges Online-Meeting zum Thema der Kurswoche statt. Zu Beginn lud eine Wahrnehmungs- oder Fantasieübung dazu ein, zur Ruhe zu kommen und etwas inneren Abstand vom Alltag zu gewinnen. Dann tauschten sich die Teilnehmenden zu dritt oder zu viert in einer virtuellen Kleingruppe über die Impulse der Woche aus. Eine ca. 20min PowerPoint-Präsentation mit anschließender Gelegenheit für Rückfragen und Diskussion im Plenum vertiefte die besprochenen Inhalte. Das Meeting endete mit einem Gebet, wozu auch das gemeinsame Sprechen des Vaterunsers gehörte.

Das Online-Format brachte gewisse praktische Vorteile mit sich: Menschen, die aufgrund einer schwachen Gesundheit oder wegen der Betreuung kleiner Kinder keine Möglichkeit hatten, das Haus zu verlassen, sowie Personen, die sich – z.B. wegen beruflicher Verpflichtungen – gerade außerhalb Berlin aufhielten, konnten trotzdem an den Kurstreffen teilnehmen. Außerdem entfielen An- und Abreise – was für viele Teilnehmende einen zusätzlichen Aufwand von ein bis zwei Stunden Fahrtzeit pro Treffen bedeutet hätte.

Aus den eigenen vier Wänden rauszukommen, wo ihnen vielfältige Arbeiten und Ablenkungen auf Schritt und Tritt begegnen, hätte manchen Teilnehmenden nach eigenem Bekunden aber gutgetan, um sich besser auf die Kursinhalte und die Gruppe einlassen zu können. Außerdem hätte die Zeit der Rückfahrt nach einem Kursabend auch Gelegenheit sein können, um die Gedanken und Erlebnisse des Treffens nachklingen zu lassen. So schalteten die Teilnehmenden am Ende eines Meetings ihre Geräte aus und waren mit einem Schlag wieder mit ihrem Alltag konfrontiert.

Einigen Teilnehmenden fiel die Einrichtung, Anmeldung und Nutzung von Chat und Konferenztool leicht. Sie waren durch berufliche und private Tätigkeiten an solche technischen Hilfsmittel gewöhnt. Für andere hingegen bedeutete das Online-Format eine nicht zu unterschätzende Hürde für die Teilnahme. Nicht alle verfügen z.B. zu Hause über einen funktionierenden Internetanschluss. Einige benut-

zen Laptop und Computer nur dienstlich und besitzen privat lediglich das Handy. Die meisten Teilnehmenden haben sich die Impulse im Chat regelmäßig angeschaut. Mehrere waren deutlich gerührt, dass täglich an sie gedacht wurde, und freuten sich jeden Morgen über ein kleines »Highlight«. Sie fühlten sich aus der Ferne gut begleitet. Gelobt wurden auch die Verständlichkeit und Lebensrelevanz der präsentierten Gedanken.

Von den interaktiven Möglichkeiten der Chatgruppe wurde jedoch nur selten Gebrauch gemacht. Die Scheu, sich schriftlich über persönliche religiöse Fragen zu äußern – noch dazu, wenn für die anderen in der Gruppe erkennbar ist, wer da etwas schreibt – war offenbar zu groß. Eine Anonymisierung der Benutzernamen wäre (aus technischen Gründen) leider nur mit erheblichem Zusatzaufwand für die Teilnehmenden möglich gewesen, hätte aber vielleicht dem einen oder der anderen geholfen, sich im Chat zu äußern.

Wären tägliche Impulse über einen populären Messenger Service besser gewesen als in einem geschützten Chat? Hier waren die Meinungen unter den Teilnehmenden geteilt: Einige schätzten, dass im Chat die Inhalte gut geordnet angezeigt wurden, die Kursmitglieder unter sich blieben und keine Ablenkungen aus anderen Gruppen auftauchten. Andere versäumten, sich die Impulse regelmäßig anzuschauen, weil sie sich nicht recht daran gewöhnen konnten, aus den von ihnen bevorzugten sozialen Medien jeden Tag extra in den Chat des Glaubenskurses zu wechseln.

Bei den Videokonferenzen erforderten die Plenumsgespräche viel Disziplin von allen Teilnehmenden. Wer sprechen wollte, musste dies erst durch ein elektronisches Handzeichen anzeigen, dann abwarten, bis er oder sie an der Reihe war, und schließlich das Mikrofon einschalten, um etwas zu sagen. Solche Hürden minderten die Motivation, sich zu Wort zu melden, deutlich.

Kleingruppengespräche in Breakout Sessions waren da schon etwas angenehmer für die Teilnehmenden. Aber auch hier kostete es manche aus der Gruppe einige Überwindung, ein Gespräch zu führen, während vor ihnen lediglich eine »Galerieansicht« vieler kleiner Gesichter erschien.

Allgemein schienen sich kommunikationsfreudige und extrovertierte Menschen deutlich leichter mit dem Konferenztool zu tun als stille oder introvertierte Menschen.

In den Meetings wurde deutlich, dass die Interaktion, die beim ersten Treffen im Forum der Jesuiten möglich gewesen war, eine andere Qualität hatte als die spätere virtuelle Interaktion in den Online-Meetings. Die Teilnehmenden haben immer wieder bedauert, sich nicht »wirklich« treffen zu können. Bis die Kommunikation und der Austausch in der Gruppe vertrauter wurden, dauerte es deutlich länger, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Mit den technischen Instrumenten eines Online-Formats kann die Vermittlung kognitiver Inhalte der Glaubenslehre recht gut gelingen. Schwieriger fallen hingegen die Einübung einer Glaubenspraxis, die Ermöglichung

von Glaubenserfahrung sowie die Begegnung mit einer Glaubensgemeinschaft. Glaubenskurse leben aber gerade von solchen Elementen. Die Erfahrung von Gemeinschaft etwa ist oft Teil einer emotionalen Einordnung oder der nonverbalen Kommunikation zuzuordnen. Wenn ich einer Person in einem Stuhlkreis zunicke, dann ist für sie in der Regel klar, dass sie gemeint ist. Nicke ich aber bei einem Online-Meeting, ist nicht klar, wem ich zunicke. Oder zum Thema Zuwendung: Es weint ein Teilnehmer, online kann ich ihm aber kein Taschentuch reichen. Die Bandbreite der Kommunikationsaufnahme und des Ausdrucks ist online kleiner.

Hinzu kommt, dass sonst übliche Rituale, die gemeinschaftlich vollzogen werden, in einem Online-Meeting nicht so ohne weiteres möglich sind. Zwar können Menschen auch in einer Videokonferenz zusammen Gebete sprechen. Es entfallen aber gemeinsame Gesten, wie zum Beispiel ein Brot bei einer Agape-Feier zu teilen, zusammen eine Wegstrecke betend und singend zurückzulegen oder sich im Kreis um eine Mitte zu versammeln und ggf. an der Hand zu fassen.

Glaubenserfahrung wird wesentlich gefördert durch ästhetische Erlebnisse, wie zum Beispiel beim Aufenthalt in einem Kirchraum oder beim unmittelbaren Betrachten eines religiösen Kunstwerks. Fotos von Kirchräumen oder Kunstwerken auf dem Display eines Smartphones oder dem Bildschirm eines Laptops vermitteln diese ästhetische Erfahrung nicht in gleicher Weise.

Am 11. Juli haben sich in St. Canisius, Berlin-Charlottenburg acht der zwölf Personen aus dem Kurs taufen lassen. Eine Frau war bereits vor Kursende in ihrer Heimatgemeinde getauft worden. Bei drei Teilnehmenden steht die Taufe noch aus. Zur Vorbereitung der Feier am 11. Juli war – unter Einhaltung der Abstandsregeln – ein »physisches« Treffen an einem Samstagnachmittag möglich. Es erwies sich als günstig, Ablauf und Bedeutung der Liturgie an Ort und Stelle besprechen zu können.

Die Rückmeldungen der Teilnehmenden zum ganzen Kurs fielen überwiegend gut oder sogar sehr gut aus. Besonders die zum Nachdenken anregenden Texte im Chat sowie die kreativ gestalteten Präsentationen in den Videokonferenzen haben offenbar einen tiefen Eindruck hinterlassen.

Als Kursleitung ziehen wir persönlich folgendes Fazit: Es war richtig, den Crashkurs angesichts der Pandemie nicht einfach nach dem ersten Treffen abubrechen. Die Teilnehmenden haben es hoch angerechnet, dass Kirche sich ihrer angenommen und sie nicht »im Regen stehengelassen« hat. Wir hatten zu Kursbeginn zugesagt, die Betreffenden bis zum Sommer auf die Taufe vorzubereiten. Dieses Versprechen haben wir gehalten. Dafür sind die Teilnehmenden sehr dankbar.

Was die Zukunft angeht, so empfinden wir eine Taufvorbereitung in einem reinen Online-Format als schwierig, insofern es bei einer solchen Vorbereitung ja nicht allein um die Vermittlung von Glaubenswissen geht. Gemeinschaft, Glaubenserfahrung und Glaubenspraxis kommen unseres Erachtens bei einem Kurs, der ausschließlich virtuell stattfindet, eher zu kurz. Eine Form von »Blended Learning«, bei der Präsenzveranstaltungen mit digitalen Tools (z.B. einem Gruppenchat) angereichert werden, könnten wir uns jedoch für kommende Glaubenskurse sehr gut vorstellen.

Ein Grundansatz pastoralen Handelns ist, dass die Verkündigung die Menschen dort abholen soll, wo sie sind. Einen Glaubenskurs durchzuführen setzt also einen kontextuellen Blick auf die Lebens- und Glaubenswirklichkeit der Menschen voraus. In gewisser Hinsicht gilt dies auch für die Vertrautheit mit digitalen Tools. Für die Zukunft braucht es, ähnlich wie im Neudenken von pastoraler Arbeit, originelle Ideen, wie mit heutigen technischen Mitteln Seelsorge und Glaubenskommunikation angemessen und qualifiziert ermöglicht werden kann.

Jan
Korditschke
SJ



Kludia
Höfig



Bettina Schade

EHEVORBEREITUNG MIT BABY AM BILDSCHIRM

BRAUTPAARE DIGITAL ERREICHEN

Jedes Jahr im Frühling ist Hochsaison – für die Ehevorbereitung. Die Tagesseminare in der Katholischen Akademie sind ausgebucht bis auf den letzten Platz. Die Nachfrage ist seit Jahren ungebrochen groß. Und dann, mitten in der Hochphase der Anmeldungen: Corona! Keine Seminare möglich, wir müssen Absagen erteilen, große Enttäuschung bei vielen Brautpaaren.

Auch wenn sich im Laufe der Wochen herausstellen wird, dass die meisten ihre Hochzeit auf 2021 verschieben: Den Tag der Ehevorbereitung hatten viele fest eingeplant. Inmitten der organisatorischen Planungen der Hochzeit eine wohltuende Auszeit für die Partnerschaft – eine gute Gelegenheit, sich mit dem Partner und anderen Paaren intensiv über das Sakrament der Ehe auszutauschen und was es im Alltag bedeutet – Zeit darüber zu sprechen, was die Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen an das Leben zu zweit sind und was im Leben wirklich trägt.

Alle Seminare einfach absagen? Und wer weiß – für wie lange? Gibt es keine Alternative?

Ein Angebot des Jesuitenordens, Jesuit Worldwide Learning, hat mich motiviert und ermutigt, nach neuen Wegen zu suchen: ein »Online-Kurs E-learning Tools«. Auf Deutsch: Eine vierwöchige Weiterbildung zur Gestaltung von digitalen Lern- und Bildungsangeboten – selbstverständlich online, mit einem Mix aus Videokonferenzen zu Hause am Computer, Lehrvideos, praktisch zu erstellenden »Hausaufgaben«. Das Ergebnis: Ein Online-Ehevorbereitungsseminar!

Am 27. Juni war der Startschuss: 6 Stunden (10.30 bis 16.30 Uhr) – 5 Brautpaare, in ihrem Zuhause in verschiedenen Berliner Bezirken – 2 Kursleitungs-paare (zur Sicherheit beim ersten Mal die doppelte Besetzung, um mögliche technische Probleme besser parieren und die ersten Erfahrungen gemeinsam auswerten zu können). Ein Mix aus Videokonferenzen zu Beginn, in der Mitte und am Ende. Zwischendrin »Zeit-zu-zweit« für die Paare.

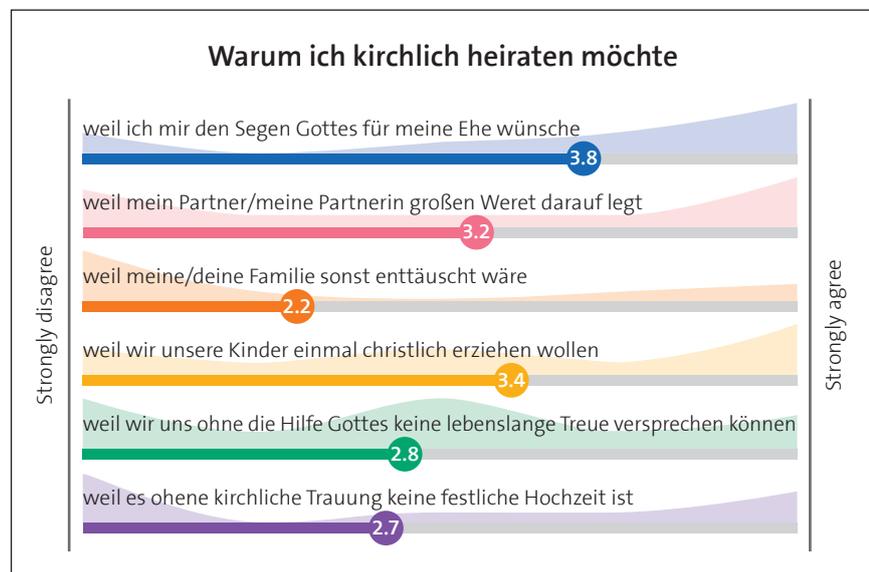
Auf dem Bildschirm sind alle Paare zu sehen – zwei haben Babys dabei. »Wir sind so froh über dieses Online-Angebot! An einem normalen Seminar hätten wir momentan gar nicht teilnehmen können!«, so der Vater der drei Monate jungen Mia. Die Technik funktioniert problemlos, alle können zwar nicht »so ganz normal«, aber auf andere Art miteinander kommunizieren. Auch das etwas persönlichere Gespräch in Kleingruppen ist möglich: ein Klick – und die Paare sind aufgeteilt in sogenannte »Breakout-Räume«. Über eine »Chat-Funktion« können zusätzliche Infos oder Fragen schriftlich eingereicht, Videos und Powerpoint-Präsentationen gezeigt werden. Toll, was technisch alles möglich ist!

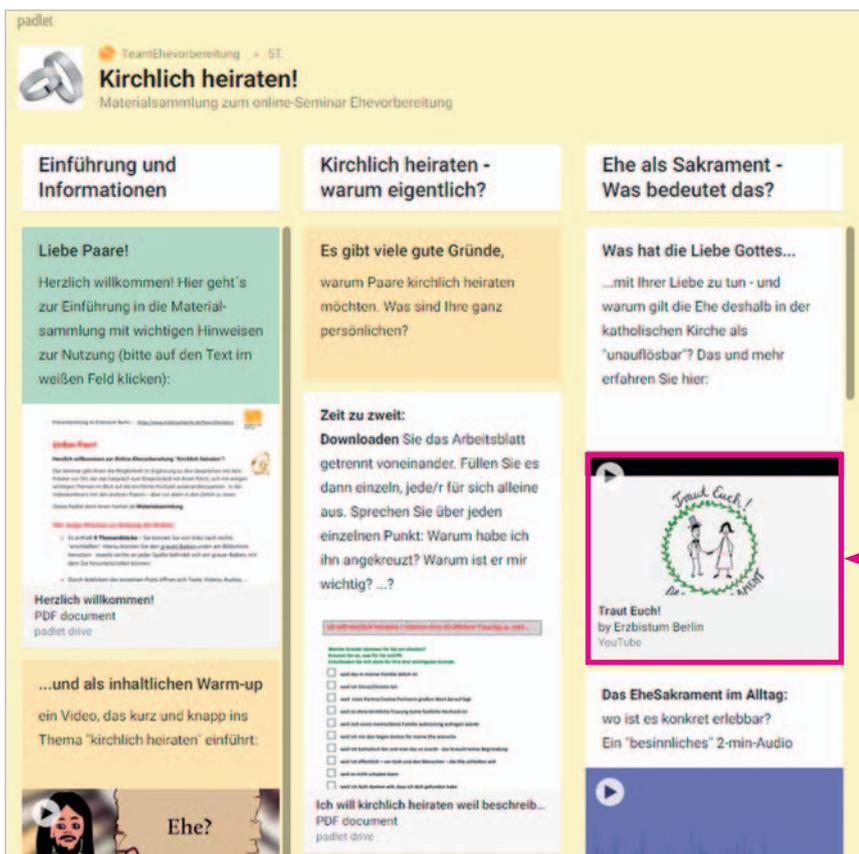
»Schaut 'mal in Eurer Wohnung, ob Ihr da irgendetwas findet, was Euch an Euer Kennenlernen erinnert! Einen Gegenstand, ein Symbol, ein Foto, ...« – und kurz darauf halten die Paare »ihr Objekt« in die Kamera und erzählen ... Weiter geht das Kennenlernen mithilfe von »Mentimeter« – einer einfach übers Handy

zu bedienenden digitalen Abfragemöglichkeit: Wie sieht Euer »konfessioneller Mix« aus? Was hat Euch motiviert, an diesem Seminar teilzunehmen? Warum möchtet Ihr kirchlich heiraten? Im Handumdrehen sind die Fragen beantwortet, die Ergebnisse online sichtbar und eine gute Grundlage für weitergehende Gespräche.



In den Zeiten-zu-zweit schalten sich die Paare offline und beschäftigen sich im persönlichen, geschützten Rahmen mit den Themen Ehe-Sakrament und Kommunikation in der Partnerschaft. Videoclips, Texte, Audiodateien, Übungsanleitungen – die Materialien sind in einem »Padlet« – einer Art digitalen Pinnwand – zusammengestellt und können im Internet durch einen einfachen Klick geöffnet und genutzt werden.





Dieses youtube-Video ist im Padlet gespeichert und kann im Internet per Mausclick geöffnet werden.



Das Padlet kann per App über diesen QR-Code geöffnet werden.

Das Resümee: Die Frage »Ich würde so ein online-Seminar meinen Freunden weiterempfehlen« in der letzten Mentimeter-Abfrage erntet volle Zustimmung. »Ich hätte nie gedacht, dass der Tag so interessant wird, ich so viel Neues lerne und auch meinen Partner nochmal besser kennenlernen!« So und ähnlich lautet das Feedback in der Abschlussrunde. Auch die Kursleitungen sind begeistert: »Klar, in einem ›normalen‹ Seminar kann man noch ganz anders auf die Teilnehmer zugehen, beim Essen oder in den Pausen Kontakt aufnehmen etc. – aber es hat richtig Freude gemacht zu erleben, wie viel Positives auch in dieser Variante möglich war!«

Fazit: Die Online-Seminare werden ihren festen Platz in unserem Ehevorbereitungs-Angebot finden. Nicht nur in Corona-Zeiten, sondern als zusätzliche Variante, z.B. wenn die »normalen« Kurse ausgebucht sind, Paare keinen Babysitter finden – und weil es eine wertvolle Möglichkeit ist, das Thema Ehe-Sakrament-Partnerschaft auf moderne, digitale Weise direkt in's Wohnzimmer der Brautleute zu bringen.

Bettina Schade ist Referentin Familienpastoral
<https://www.erzbistumberlin.de/feiern/heiraten/ehevorbereitung/>

Dr. Ulrich Kmiecik

DER FLICKEN MUSS ALLEMAL GRÖßER SEIN ALS DAS LOCH

(serbisches Sprichwort)

ÜBERLEGUNGEN ZU THEOLOGIE UND KIRCHE IN CORONA-ZEITEN

Im Mai und im Juni 2020 fanden im Beratungs- und Bildungszentrum des Erzbistums Berlin (BBZ) Vorträge und Gespräche unter der Überschrift *GOTT – in Corona-Zeiten*¹ statt. Es wurde miteinander geredet – natürlich unter Beachtung der Hygienebestimmungen – nicht digital, sondern real und mit Interesse an theologische Fragestellungen.

In Pandemie-Zeiten ist es gut, offen zu sprechen, den Dialog zu führen, selber Theologie zu treiben, gemeinsam zu suchen und mögliche Antworten zu finden. Und noch wichtiger ist es, Fragen zu zulassen: Was ist nun mit GOTT und der Kirche in dieser Zeit?

Mit Blick auf Texte der Synoptiker (Mk, Mt, Lk) zum Thema ›Der Flicker muss größer sein ...‹ finden sich Logien von JESUS: **»Niemand näht ein Stück neuen Stoff auf ein altes Gewand; denn der neue Stoff reißt vom alten Gewand ab und es entsteht ein noch größer Riss«**. Diese Weisheit wird im Folgenden erläutert: **»Auch füllt niemand jungen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche; der Wein ist verloren und die Schläuche sind unbrauchbar. Junger Wein gehört in neue Schläuche«** (Markus 2,21-22; vgl. Matthäus 9,14-17 und Lukas 5,33-39).

In Corona-Zeiten und auch in der Zeit danach müssen wir uns fragen, wie groß der Flicker sein muss und aus welchem Material über dem von Corona gerissenen Loch in unserem Christsein, Kirche-Sein und in unserem Fragen nach Gott. Was könnte dieser Stoff-Flicker und dieser neue Wein in neuen Schläuchen heute sein, wo wir feststellen, dass Altes nicht mehr trägt und wir uns eigentlich mit dem Auferstandenen nach Galiläa² aufmachen sollten?

Die Bibel ist krisenerfahren. Man könnte auch sagen, Krisen haben wesentlich dazu beigetragen, dass ihre Bücher geschrieben wurden. Und die Bibel kennt sich aus, wie Krisenbewältigung geschieht. Die Zerstörung des Tempels in Jerusalem, der Untergang der Stadt und des Staates Juda 587 v.Chr. führten zur größten kollektiven Identitätskrise der jüdischen Gemeinschaft. Schon 10 Jahre vorher 597 v.Chr. belagerte Nebukadnezar, der babylonische König, mit seinen



Dr. Ulrich Kmiecik

- 1 Behandelt wurde Themen: ›Wie Reden von Gott in Krisen und Katastrophen (Theodizee)?‹ ›Wo ist Gott in all dem Leid (Hiob)?‹ ›Krisen und Krisenbewältigung in Schriften des AT‹ ›Die Krise des Messias – Tod und Auferstehung Jesu im NT‹ ›Ich will meine Kirche zurück – aber welche? Die alte oder doch, da Kirche nicht uns gehört, sondern Gott – eine andere?‹ ›Das je eigene Resümee!‹.
- 2 Vgl. Markus 16,7; Matthäus 28,7.16ff; Lukas 24,6; vgl. Tomáš Halík, Christentum im Zeiten der Krankheit, S.4. Der Text ist veröffentlicht auf der Internetseite des »Münsteraner Forums für Theologie und Kirche« (2.4.2020): www.theologie-und-kirche.de

Truppen Jerusalem. Die Stadt kapitulierte und der König, die Elite des Hofes, Beamte, Priester und Handwerker wurden nach Babylon deportiert³. Der von Nebukadnezar eingesetzte neue König Zidkija machte weiter in der Politik wie vorher, wirkte unentschlossen, setzte militärisch dann auf die Ägypter⁴ und befürwortete schließlich einen Aufstand gegen Babylon, was die endgültige Strafaktion gegenüber Juda zur Folge hatte.

Die Verbannung betraf die Eliten stärker als die einfache Bevölkerung. Nun waren die traditionellen Säulen, die einen hierarchisch und monarchisch organisierten Staat ausmachten und den ideologischen und politischen Zusammenhalt gewährleisteten, weggebrochen und die Eliten von ihrer Machtquelle abgeschnitten.

Die Katastrophe konnte mit einem Sieg der stärkeren babylonischen Götter über den unterlegenen jüdischen Nationalgott JHWH⁵ erklärt werden oder auch damit, dass JHWH sein Volk im Stich gelassen hatte.

Wie lässt sich nun eine solche existentielle KRISE überwinden? In der Verbannung in Babylon und in den folgenden Jahrzehnten unter der Herrschaft der Perser kristallisierten sich drei mögliche Krisenbewältigungs-Haltungen⁶ heraus, die sich selbstverständlich in der Bibel wiederfinden.

1. Der Flicker (die Position) der hohen Beamten (Mandarin)

Das deuteronomistische Geschichtswerk

Die Mandarine wollen die Krise objektivieren, in dem sie eine Geschichte konstruieren, welche die Gründe für das Zusammenbrechen der alten Gesellschaftsstrukturen liefert. Ihre Bezugsgröße ist die GESCHICHTE.

Die Position der hohen Beamten ist der Versuch, die Katastrophe, das Ende der Monarchie und das Exil zu erklären durch die Konstruktion einer Geschichte von JHWH und seinem Volk von den Anfängen unter Mose bis hin in die Gegenwart der Deportation nach Babylon. Alle negativen Ereignisse: die Teilung des Reiches Salomos in zwei Königreiche Israel und Juda oder die assyrischen und babylonischen Eroberungen werden nun als logische Folgen des

Ungehorsams seiner Führer und des Volkes gegenüber dem Willen JHWHs gesehen.

JHWH ist es, der die babylonischen (und vorher die assyrischen) Eroberungszüge herbeiführte, um Juda zu bestrafen, weil es andere Götter verehrt und angebetet hat⁷. Die Deuteronomisten versuchen so der Vorstellung entgegen zu wirken, Marduk⁸ und die anderen Götter hätten JHWH besiegt.

Das deuteronomistische Geschichtswerk⁹ ist der erste Versuch, eine vollständige Geschichte Israels und Judas von ihren Ursprüngen bis zu ihrem Ende zu schreiben.

Exil und Deportation sind die übergeordneten Themen dieser Geschichte, die verschiedene Traditionen und Perioden miteinander verbindet. Am Ende stehen der Untergang der Monarchie, die Zerstörung Jerusalems und der Verlust des von JHWH verheißenen Landes. Ereignisse, die in den Augen der Deuteronomisten auf den Zorn JHWHs gegen sein Volk und dessen Führer zurückzuführen sind.

Die Mandarine fragen nach den Gründen und Ursachen der Katastrophe und finden Antworten bei sich selbst, was falsch, verkehrt in den vergangenen Epochen gewesen ist und versuchen, auf dieser Grundlage, in die Zukunft zu blicken.

Was wäre, wenn wir heute in Corona – Zeiten gesellschaftlich nach Gründen, Ursachen und Konsequenzen fragten? Natürlich sucht man zunächst nach einem Impfstoff gegen das Virus. Aber fragen und fordern wir auch ein Umdenken in sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Feldern? Können wir auf einem kranken Planeten¹⁰ noch gesund weiterleben? Welche Solidarität leben wir gerade mit den Schwächeren in unserer Gesellschaft? Machen wir gegenüber Menschen aus ärmeren Ländern unser Land und Europa dicht? Wie ist es mit unserer Solidarität (und vieles mehr)?

Genauso ließe es sich auch innerkirchlich fragen, wie es in Nach-Corona- Zeiten weiter gehen soll? Eine Krise wie Corona bringt (fast) alles ans Licht. Wollen wir unsere Kirche zurück? Wie in Vor-Corona Zeiten? Oder doch anders?? Eine Kirche mit mehr oder weniger Klerikalismus (Papst Franziskus)¹¹ oder als Volk Gottes? Mit anderen Theologie-Versuchen und mit einem neuen Selbstverständnis? Fragen über Fragen! Finden wir gemeinsam Antworten?

3 Man kann davon ausgehen, dass die erste Deportationswelle die größere gewesen ist. Insgesamt mit den Deportationen von 587 und 583 v.Chr. kann man von ca. 20.000 Verbannten ausgehen. Vgl. 1 Kön 24,26 und Jer 52.

4 Jeremia 37-43 berichtet von diesen Ereignissen. Der Prophet rät, sich den Babyloniern zu unterwerfen und wird deshalb als Verräter bezeichnet.

5 Im Folgendem wird der Name Gottes mit dem Tetragramm JHWH (vier Konsonanten ohne Vokale) wiedergegeben.

6 Vgl. Steil, A., Krisensemantik, Opladen 1993. Vgl. zum Folgenden Schmid, J. und Schröter, J., Die Entstehung der Bibel, München 2019, des weiteren Römer, T., Die Erfindung Gottes. Eine Reise zu den Quellen des Monotheismus, wbg Darmstadt 2018.

7 Siehe 2 Könige 24,3 und 30.

8 Vgl. Jursa, M., Die Babylonier, München 2004, S.79ff.

9 In der alttestamentlich Forschung zählt man zum Deuteronomistischen Geschichtswerk (DtrG) die Bücher Josua, Richter, 1.u.2. Samuelbuch, 1.u.2. Königsbuch sowie auch das Deuteronomium als einleitendes und prägendes Buch.

10 Hierzu das Buch: Butting, K. u. Minnaard, G., Die Erde wehrt sich – Besinnungen in besonderen Zeiten, Uelzen 2020.

11 Vgl. Bucher, R., Was ist Klerikalismus?, in: katholisch.de/Artikel18833/10.09.2018.

2. Der Flicker (die Position) einer Prophetischen Haltung Der Monotheismus des Deutero-Jesaja

Zwar sind Propheten eher Randfiguren der Gesellschaft, aber sie sind trotzdem in der Lage, Visionen zu verbreiten. Die Krise ist der Anfang einer neuen Ära!
Ihre Bezugsgröße ist die UTOPIE.

Die Kapitel 40-55 des Jesaja-Buches werden in der alttestamentlichen Forschung als Deutero-Jesaja bezeichnet. Sie bieten eine völlig andere Theologie als die in den Vorgängerkapitel Jesaja 1-39.

Es ist eine anonyme Orakelsammlung, deren Redaktion sich über mindestens 200 Jahre erstreckt. In diesem Kontext ist der Kyros-Zylinder¹² wichtig, auf dem in Keilschrift der Kyros-Erlass mit der Proklamation von König Kyros, dem Großen, niedergeschrieben ist und der die Ankunft des Königs im Jahr 539 v. Chr. in Babylon feiert. Der persische König, von den Völkern willkommen geheißen als derjenige, der von Marduk auserwählt wurde, um die Völker zu regieren und den Frieden wieder herzustellen.

Deutero-Jesaja bildet nun den Gegentext zu den Aussagen, die im Zylinder auf König Kyros bezogen sind.

Jesaja 45: »Kyros hat JHWH bei seiner Rechten ergriffen. JHWH spricht zu ihm, ruft ihn beim Namen. JHWH erwählt Kyros um die Nationen vor ihm zu unterwerfen. Er wird meine Deportierten an ihre Orte zurückschicken«.

Der Verfasser von Jesaja II beansprucht eine stark universalistische Haltung, wenn er Kyros als Gesandten JHWHs darstellt. Dabei lässt er sich von der Propaganda des persischen Königs inspirieren, die ihrerseits die assyrisch-babylonische Königsideo-logie aufgreift. Bekannt ist die neue Offenbarung Deutero-Jesajas in 43,14-21 und hier die Verse 18 und 19: **»Denkt nicht mehr an das, was früher war, holt das Vergangene nicht zurück. Seht ich schaffe Neues, schon sprießt es, erkennt ihr es nicht?«**

Dieser Aufruf kann auch als Kritik am Diskurs der Deuteronomisten verstanden werden, die stark auf die Zerstörung Jerusalems und das Exil fixiert waren.

Der Verfasser von Jesaja 43,14-21 ordnet diese Ereignisse der Vergangenheit zu.

Den Leserinnen und Lesern sagt er: Denkt nach vorn! JHWH wird seine Macht erweisen dadurch, dass er einen neuen EXODUS ermöglicht und mit Hilfe seines »Knechtes« Kyros die Deportierten aus Babylon befreit.

Die Krise ist der Anfang einer Neuen Ära! Wichtig ist es, Visionen eines Neuanfangs zu verbreiten.

Was wäre, wenn wir in Nach-Corona-Zeiten nach unseren Visionen fragen und das gegenwärtige Modell einer Globalisierung überdenken. Visionen einer wirksamen Solidarität mit den Armen unter Einbeziehung zukünftiger Generationen¹³ sowie einer Umwelt- und Klimapolitik für unsere kranke Erde¹⁴.

Ebenso müssen wir in visionsarmen Zeiten nach unseren Visionen für die katholische Kirche fragen¹⁵ und in einem Moment des Hörens auf den Geist Gottes eine Antwort geben: »Von welcher Kirche träume ich überhaupt noch?«

3. Der Flicker (die Position) einer Priesterlichen Haltung Der Monotheismus des Priesterlichen Milieus

Die dritte Position als mögliche Reaktion auf eine Krise ist die des Priesters. Sie glaubt, die Krise wird dadurch bewältigt, dass man zu den sakralen, von Gott gegebenen Ursprüngen der Gesellschaft zurückkehrt und die neue Realität ignoriert.

Gesucht wird ein Gründungs – MYTHOS.

Ihre Haltung findet sich in priesterschriftlichen Texten des 1. Testaments, also einer Textsammlung der Persischen Zeit, entstanden entweder schon im Priestermilieu Babylons oder nach der Rückkehr der Exilierten in Jerusalem¹⁶. Für die Priester (-schriftsteller) ist die Anfangszeit wichtig: Der Ursprung der Welt, die Zeit der Erzeltern, die Zeit Moses. Anders als das deuteronomistische Geschichtswerk interessiert sich die Priesterschaft weder für die Anfänge der Monarchie noch für den Untergang und für den Verlust des Landes.

Alles ist als Fundament schon von Anfang an festgelegt¹⁷. Die erste Ausgabe der Priesterschrift endete mit dem Ritual des Jom Kippur (Versöhnungstag)¹⁸. Hier geht es um die Möglichkeit, mit Hilfe des Hohepriesters das Heiligtum und die Gemeinde zu reinigen.

Im Gegensatz zum deuteronomistischen Denken, das auf einer strengen Trennung zwischen dem Volk JHWHs und den anderen Völkern beharrt, tritt das Priestermilieu ein für einen inklusiven Monotheismus. Es versucht, den Platz Israels und JHWHs inmitten der Völker und ihrer jeweiligen Götter zu definieren.

Nach der Priesterschrift wurden alle kultischen und rituellen Vorschriften den Patriarchen, ihren Zeitgenossen sowie dem Mose gegeben, BEVOR Israel politisch und religiös in einer Staatsform organisiert war. Der revolutionäre Gedanke dieser Position liegt in der Vorstellung: Um JHWH angemessen zu verehren ist weder ein Gebiet noch ein Staat noch ein Königtum nötig.

12 Das Original befindet sich im British Museum London.

13 Siehe hier das Engagement junger Menschen von Fridays for Future, die einfordern, Politik kann viel mehr als sie sagt und bereit ist zu tun.

14 Siehe Konferenz der Europäischen Jesuiten-Provinziäle vom 8. Mai 2020: Solidarität und die Corona-Virus-Krise. Siehe auch: Enzyklika Laudato si von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus (24. Mai 2015).

15 Hierzu weiter unten mit Bezug auf den Artikel von Tomáš Halík. Siehe Anmerkung 2.

16 Die Priesterschrift ist relativ leicht zu rekonstruieren und setzt sich zusammen aus Texten im Pentateuch, vor allem in den Büchern Genesis, Exodus und dem 1. Teil von Levitikus – Kapitel 1-15.

17 Das Blutverbot nach der Sintflut in Gen 9,4 mit Noah. Die Beschneidung bei Abraham in Gen 17. Das Pessah mit Mose in Ägypten Ex 12. Ritus- und Opfergesetze beim Aufenthalt in der Wüste, für das Volk, vermittelt durch Moses im Buch Exodus.

18 Kapitel 16 – Buch Levitikus.

Was wäre, wenn wir in Nach-Corona-Zeiten in der Gesellschaft nach den Grundlagen unseres Gemeinwesens fragen, wie sie z.B. im Grundgesetz, in der europäischen Verfassung und in der Charta der Vereinten Nationen formuliert sind? Wenn wir nach Werten suchen, die tragfähig sind und Lernwege gehen zu einem MEHR an Gerechtigkeit, an Frieden und der Bewahrung der Schöpfung?

Was wäre, wenn sich Kirche vorrangig als Teil dieser Lernwege verstehen könnte, aus ihren biblischen Traditionen schöpfen und wichtige Impulse beisteuern würde.

4. Die Krise des Messias und das Anklopfen des gekreuzigten Messias, da wo wir es noch nicht vermuten¹⁹

Die synoptischen Evangelien beschreiben die Krise des Messias Jesu, sein Leiden und Sterben eindrücklich und unterlegen seine Passion mit Klageliedern wie Psalm 22 und Psalm 69. Die Evangelisten Markus Mk 15,34 und Matthäus Mt 27,46 lassen Jesus unmittelbar vor seinem Tod mit lauter Stimme rufen: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«²⁰. Einsam, von seinen Anhängern im Stich gelassen, stirbt der Messias am Kreuz.

Doch die Geschichte des Messias geht weiter. Durch Tod gezeichnet und von der Erfahrung des Todes radikal verändert, erkennen seine Anhänger Jesus nicht²¹. Das Markusevangelium²² endet mit der Botschaft des jungen Mannes im weißen Gewand »Er (Jesus) ist nicht hier ... Er geht euch voraus nach Galiläa, wie er es euch gesagt hat«.

Tomáš Halík fragt an: Wo ist das Galiläa unserer Zeit, wo können wir dem lebendigen Christus begegnen? Die Wochen der Corona-Zeit um Ostern haben uns mit leeren und geschlossenen Kirchen konfrontiert.

Vielleicht zeigt diese Zeit »symbolisch ihre verborgene Leere und ... eine Zukunft auf, die eintreten könnte, wenn die Kirchen nicht ernsthaft versuchen, der Welt eine ganz andere Gestalt des Christentums zu präsentieren«²³. Viel zu lange waren ›Wir‹ darauf bedacht, dass die anderen umkehren müssten, als dass wir die eigene Umkehr in den Blick nehmen. Es geht Halík um eine Wende hin zum Kern des Evangeliums, einen Weg in die Tiefe, wo Christinnen und Christen die Wahrheit des Wortes Jesu erleben: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« Mt 18,20.

Die Welt ist krank, nicht nur aufgrund von Corona, auch auf den Zustand unserer Gesellschaft trifft diese Diagno-

se zu. Die Pandemie macht es sichtbar. Es gilt biblisch gesprochen, die Zeichen der Zeit zu entdecken, sie zu deuten und zu handeln. In den alten Modus vor der Krise dürfen wir nicht zurückkehren, denn die Welt wird nach der Pandemie nicht mehr dieselbe sein. Dies trifft sicher auch auf die Kirche(n) zu.

Papst Franziskus hat in diesem Kontext die Kirche als Feldlazarett in die Diskussion eingebracht, die sich den Alltagsproblemen und Sorgen der Menschen stellt. *Tomáš Halík* greift dieses Bild auf und entwickelt die Metapher Lazarett weiter: Kirche als Krankenhaus in der Gesellschaft, deren Aufgabe neben der Therapie (Behandlung), die Diagnose (Zeichen der Zeit), die Prävention (Vorbeugung) und die Rekonvaleszenz (Vergebung) ist²⁴.

Halík zitiert des weiteren Papst Franziskus, direkt vor seiner Wahl: »Christus steht an der Tür und klopft an« (Apk 3,20) mit der Hinzufügung des Papstes »heute klopft Christus aus dem Inneren der Kirche an und will hinausgehen. Vielleicht hat er es gerade getan«²⁵.

Wohin ist Jesus, der gekreuzigte Messias, gegangen?

Wir können die leeren und schweigenden Kirchen der letzten Monate als ein kurzes **Intermezzo** ansehen, bald vergessen und glauben, dass die Welt und die Kirche so wie vorher sein werden. Oder wir verstehen diese Zeit als **KAIROS**, als eine Chance und die Gelegenheit, in die Tiefe zu gehen, eine neue Identität des Christentums in dieser Welt zu suchen, »die sich vor unseren Augen radikal verwandelt«²⁶.

Der Autor ist Pastoralreferent und leitet die Bereiche Bibelpastoral, Biblische Bildung, Kath. Bibelwerk im Erzbistum Berlin

Der Text wurde redaktionell gekürzt. Die ungekürzte Fassung kann bestellt werden unter kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de

19 Siehe *Tomáš Halík*, Anmerkung 2.

20 Beide mit einem wörtlichen Zitat von Psalm 22,2.

21 Siehe 24,13-24; Joh 11-15.

22 Ohne des sekundären Schluss Mk 16,9-20.

23 Artikel Halík S.2.

24 Artikel Halík S.1.

25 Artikel Halík S.4.

26 Artikel Halík S.6.

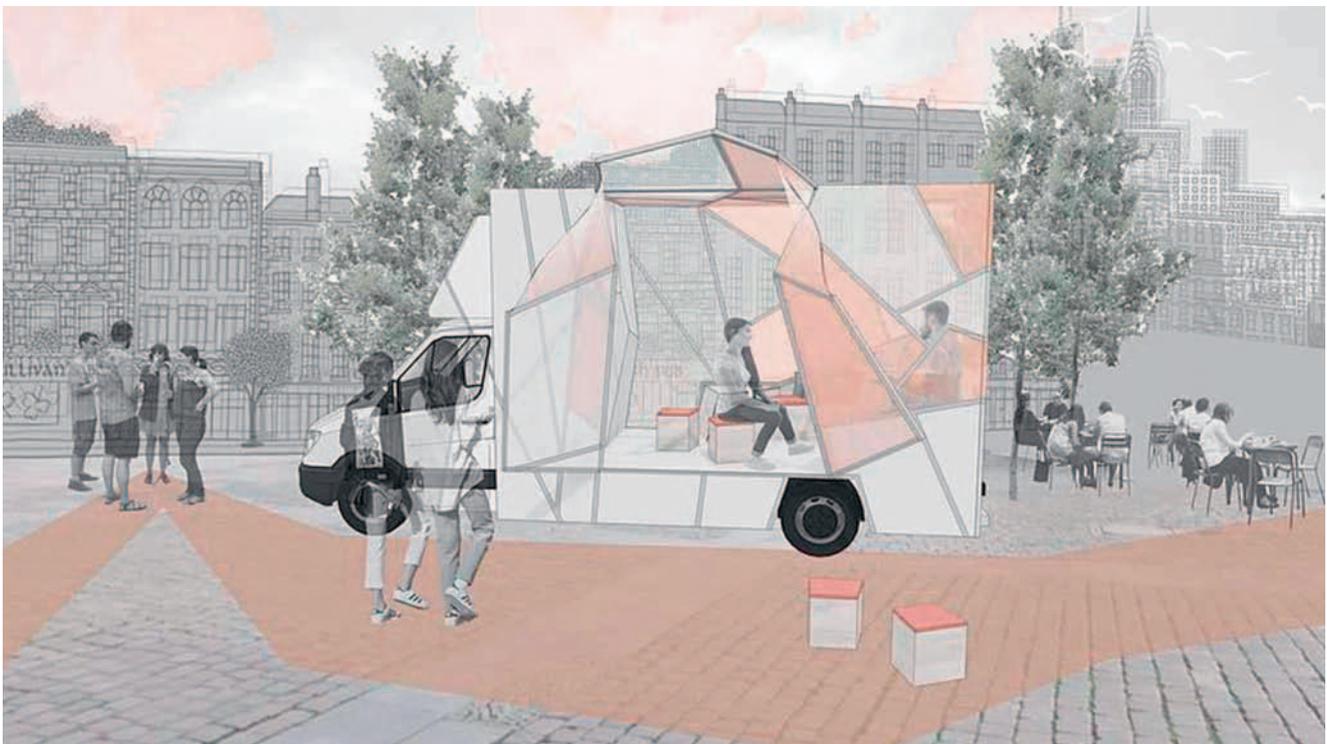


Der Autor auf dem Abrahampfad

Daniel Born

BITTE KEIN NORMALZUSTAND

Normalität sollte kein Grundprinzip kirchlichen Handelns sein. Mit dem Förderprogramm »Räume des Glaubens eröffnen« macht das Bonifatiuswerk den Weg frei für ungewöhnliche christliche Projekte in Kirche und Gesellschaft.



Grafik: PBSA, Projektteam Mobile Kirche

Der Wunsch nach »Normalität« in der deutschen Gesellschaft ist groß. Entsprechend groß ist der Wunsch von Christen nach »normalen« Gottesdiensten, Sakramenten und Versammlungen. Verständlicherweise sehnen sich alle danach, den Mundschutz abzulegen und am Gottesdienst teilzunehmen, ohne sich dafür registrieren zu müssen. Alle wollen wieder unbeschwert singen und sich im Kirchoraum auch mal näher als 1,50 m kommen. Kurzum: es soll endlich wieder genau so sein wie vor der Krise.

Doch wird man damit dem Christsein in seinem Kern schon gerecht? Selbstverständlich sollte niemand die Corona-Pandemie zum *kairos* verkünden, der



überfällige Reformen in der Kirche wie von selbst herbeizaubert. Die Corona-Pandemie hat Verwerfungen und Störungen mit sich gebracht, die Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche schwer geschadet haben.¹ Doch es gilt auch: »Rückkehr zur ›Normalität‹ [heißt] für die katholische Kirche in Deutschland ohnehin, dass man sich wieder mit der Frage auseinandersetzt, was sich grundlegend ändern muss.«² »Normalität« an sich ist kein wünschenswerter Zustand für die Kirche. Die Kirche hat die Aufgabe, die im-

Der »durchkreuzer« wird im Bistum Osnabrück junge Menschen zur Stille, zur Besinnung und zu liturgischen und diakonischen Angeboten einladen.

merwährende Aktualität des Reiches Gottes in die Welt hineinzusagen und diese mit der heilsamen wie herausfordernden Botschaft des Evangeliums in Berührung zu bringen. Eine »normale« Kirche ist eine Kirche, die es sich in entstandenen Strukturen und Abläufen bequem gemacht und ihren grundlegenden Auftrag darüber vergessen hat.

CHRISTLICHEN PROJEKTEN ZUM DURCHBRUCH VERHELFFEN

Demgegenüber hat das Bonifatiuswerk im September 2019 das Förderprogramm »Räume des Glaubens eröffnen« initiiert, um neuen christlichen Projekten zum Durchbruch zu verhelfen (vgl. Die INFO 129). Gesucht werden Projekte, die dazu beitragen, die Kirche vor Ort offen, lebendig und einladend zu gestalten. Dazu gehört auch, dass die Projektteams sich vernetzen, professionell handeln, sich im Projekt vom Geist des Evangeliums leiten lassen und Kirche im Sinne des 2. Vatikanums neu verwirklichen. Das Bonifatiuswerk fördert diese Projekte nicht nur finanziell, sondern begleitet sie auch durch seine Medien- und Öffentlichkeitsarbeit. Außerdem werden alle Projekte durch das Zentrum für angewandte Pastoralforschung in Bochum (ZAP) evaluiert und zu regelmäßigen Netzwerktreffen eingeladen. Die Auswertung des Förderprogramms im Jahr 2022 wird hilfreiche Einblicke in die Erfolgsfaktoren und Stolpersteine aktueller missionarischer Pastoral bieten.

Das Förderprogramm ist erfolgreich gestartet. Stand Juni 2020 werden 13 Projekte gefördert. Es handelt sich um Projekte aus der Jugendpastoral, der Gemeinderneuerung und -gründung, dem ehrenamtlichen Engagement, der Glaubenskommunikation, der Studierendenseelsorge und vielem mehr. Sie finden sich über ganz Deutschland verteilt von Stuttgart bis Stralsund. Dahinter stehen Pfarreien und pastorale Räume, Verbände und Einrichtungen, geistliche Gemeinschaften und Bistümer. So hat sich über einen Zeitraum von neun Monaten ein Netzwerk innovativer Pastoral in ganz Deutschland entwickelt.

Das beeindruckende an diesem Netzwerk ist, dass sich darin Teams unterschiedlicher Zusammensetzung (Kleriker, Laien, Hauptamtliche, Ehrenamtliche, Katholiken, Anders- und Nichtkonfessionelle) aufgemacht haben, um ungewöhnliche Ansätze in der Kirche auszuprobieren. Sie investieren darin Zeit und Ressourcen, auch wenn beides zuweilen knapp ist. Sie stellen das Experiment über die normalen Abläufe und geben kreativen Ideen eine Chance. Das Bonifatiuswerk begleitet sie und hilft ihnen dabei, diese Ideen umzusetzen.

PROFILIERTES EHRENAMT

Die »Lazarusdienste« in Stralsund etwa haben es sich zur Aufgabe gemacht, sterbende und trauernde Menschen zu begleiten und ihnen zur Seite zu stehen. Sie setzen das durch Trauercafés, seelsorgliche Begleitung, Gestaltung von Gottesdiensten, Fahrdienste, Besuche und Beerdigungen um. Das besondere an den Lazarusdiensten ist, dass sie wesentlich von Ehrenamtlichen getragen werden – zurzeit sind es rund 80, Tendenz steigend. Martina Steinfurth von der Caritas Vorpommern, die die Lazarusdienste koordiniert, ermöglicht ihnen dafür ein maßgeschneidertes Engagement. Die Ehrenamtlichen legen selbst fest, mit welchem Dienst, in welchem Umfang und an welchem Ort sie den Hilfsbedürftigen zur Seite stehen. Ziele, zum Dienst gehörende Tätigkeiten sowie ausgeschlossene Tätigkeiten werden im Vorfeld genau definiert. So entsteht ein Netzwerk, in

Foto: Pfarrei St. Bernhard, Stralsund



Die Feier der Krankenkommunion ist einer der vielen Lazarusdienste, in denen sich die Ehrenamtlichen in Stralsund engagieren können.

- 1 Vgl. Stewen, Martin: *Alles wird, wie es ist – auch in der Kirche*. Beitrag auf feinschwarz.net vom 22.06.2020 (zuletzt aufgerufen im Juni 2020)
- 2 Aschmann, Birgit: *Für das Überleben der Kirche nach Corona braucht es die Frauenweihe*. Beitrag auf katholisch.de vom 16.04.2020 (zuletzt aufgerufen im Juni 2020).

dem Ehrenamtliche sich unterschiedlich und profiliert betätigen und doch gemeinsam unter dem Dach der Lazarusdienste zusammenwirken.

Diese Struktur spricht für einen Umgang mit Ehrenamtlichen, der von Wertschätzung und einem Blick für die individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse geprägt ist. Ein solcher Umgang bestätigt die Ehrenamtlichen in ihrem Handeln und vermeidet Frust und Überforderung. Hinzu kommt, dass die Ehrenamtlichen durch interne und externe Fortbildungen auf ihren späteren Einsatz vorbereitet werden. So profitiert das ehrenamtliche Engagement von einem Professionalisierungsschub und verbindlicher und zuverlässiger Begleitung.

DAHIN GEHEN, WO DIE JUNGEN MENSCHEN SIND

Mit dem »durchkreuzer« möchte das Diözesanjugendamt des Bistums Osnabrück junge Menschen dort erreichen, wo sie sich aufhalten. Der »durchkreuzer« ist eine ästhetisch ansprechende, mobile Kirche, die auf einem Sprinter quer durch das Bistum gefahren werden kann. Der Name »durchkreuzer« ist dabei Programm, durchkreuzt die Kirche damit doch die Erwartungen, die man landläufig von ihr hat. »Mit dem durchkreuzer verwirklichen wir die Gehin-Struktur, die sich das Bistum Osnabrück auf die Fahne geschrieben hat«, erläutert Projektleiterin Nathalie Jelen. »Wenn die Kirche die jungen Menschen erreichen will, muss sie dorthin gehen, wo die jungen Menschen sind.« Daher wird der »durchkreuzer« zu Festivals, Konzerten, Weihnachtsmärkten und Volksfesten im ganzen Bistum fahren. Dort werden dann Haupt- und Ehrenamtliche die jungen Menschen zur Stille und zur Besinnung einladen, liturgische und diakonische Angebote schaffen und für Fragen und Anliegen zur Verfügung stehen.

Dass das Diözesanjugendamt mit seinem Projekt die jungen Menschen ernst nimmt, wird bereits an der Entstehungsgeschichte des »durchkreuzers« deutlich: 30 Studierende der Peter Behrens School of Arts haben daran mitgewirkt, den »durchkreuzer« zu gestalten. Sie legten dabei ihr Augenmerk nicht nur auf Funktionalität, sondern auch auf eine Ästhetik, die junge Menschen anspricht. Als die Entwürfe für den »durchkreuzer« im Forum am Osnabrücker Dom ausgestellt wurden, war das Interesse der Besucher entsprechend groß.

Der »durchkreuzer« steht für eine Pastoral, die es mit Partizipa-

tion und neuen Wegen zu den Menschen ernst meint. Die benötigten personellen, zeitlichen und finanziellen Ressourcen sind hoch; entsprechend natürlich auch das Risiko des Scheiterns. Dennoch hat das Diözesanjugendamt des Bistums Osnabrück sich dazu entschlossen, das Experiment zu wagen.

NICHT MEHR NORMAL

Die beschriebenen Projekte verdeutlichen, dass die Kirche immer neue Wege suchen muss, um das Evangelium in die Welt hineinzusagen. Gerade weil sie die »unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils«³ ist, bekommt sie von Gott die Kraft, »unter der Wirksamkeit des Heiligen Geistes nicht [aufzuhören], sich selbst zu erneuern«⁴. Wenn sich die Kirche nicht mit Mensch und Welt mitwandelt, verliert sie den Anschluss und wird nicht mehr gehört. Darin besteht die Gefahr einer Kirche im »Normalzustand«: dass sie aufgehört hat, die Menschen wirklich zu erreichen, und keine Keimzelle der Hoffnung mehr sein kann.

Der Auftrag Jesu ist ein anderer: »Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung!« (Mk 16,15) Das heißt doch: Die Kirche muss auch immer wieder den Normalzustand durchbrechen, um die freimachende Botschaft Gottes an den Mann und die Frau zu bringen. Gegebenenfalls muss sie dafür die entstandenen Strukturen und Abläufe hinterfragen und überwinden und neue Zugänge und Herangehensweisen ausprobieren. In der Kirche hat das Experiment Vorrang vor der Stabilität. Oder, anders ausgedrückt: Der Normalzustand der Kirche ist die Veränderung.

Daniel Born ist Referent im Bereich missionarische und diakonische Pastoral des Bonifatiuswerkes. Er betreut unter anderem das Förderprogramm »Räume des Glaubens eröffnen«.



Foto: Privat

Die Koordinatorin der Lazarusdienste Martina Steinfurth sorgt dafür, dass sich alle Ehrenamtlichen passgenau und qualifiziert für Sterbende und Trauernde einsetzen können.

3 LG 9

4 Ebd.

Klaudia Höfig

FAREWELL IPZ!

NACH MEHR ALS 8 JAHREN VERABSCHIEDET SICH DAS INTERNATIONALE PASTORALE ZENTRUM AUS ST. EDUARD

Gisele Nubuhoro
und
Klaudia Höfig

Da gab es im Jahr 2011 die Idee, dass das Erzbistum Berlin eine irgendwie international ausgerichtete Anlaufstelle bräuchte. Schnell war mit Herrn Gregor Dornis ein erster Leiter dieser Stelle gefunden, ebenso wie der Ort in St. Eduard in Neukölln. In Zusammenarbeit mit der Missio-Geschäftsstelle und mit der Unterstützung des Bonifatiuswerkes sollte Seelsorge mit einem weltweiten Fokus betrieben werden.

Frau Gisele Nubuhoro hat mit Herrn Dornis angefangen und ist dem IPZ bis zuletzt treu geblieben. Viel hat sich in diesen Jahren ereignet. Im Jahr 2012 habe ich die Leitung übernommen und in den darauf folgenden Jahren in Netzwerken im Kiez und darüber hinaus mich mit dem IPZ engagiert. Aktionen wie das IPZ auf dem Markt oder die Mitwirkung im Kranold-Weder-Netz waren Schritte, der katholischen Kirche im öffentlichen Raum einen Platz zu geben. Die Kooperation mit der Solwodi Beratungsstelle und der Bildungsstätte JACK haben mit gezeigt, was es heißt, den Titel »Christlich« mit Inhalten zu füllen. Es hat mir gezeigt, dass das Engagement für Menschen, die scheinbar am Rande der Gesellschaft stehen, das Ziel hat, diese in die Mitte zu stellen. So spielten in der Arbeitsweise des IPZ nicht nur die Personen oder Orte eine Rolle, sondern auch die Themen, die bearbeitet wurden.

Das Format der Wanderakademie Islam rückte den Dialog mit Muslimen in den Fokus und sollte in katholischen Gemeinden bistumsweit für den christlich-muslimischen Dialog und das Verständnis füreinander werben. Viele Jahre gab es in St. Eduard jedes Jahr eine Kunstausstellung, die besonders mit Führungen für Schulen aber auch mit dem Fokus »Menschen mit und ohne Behinderung« gestaltet wurden.

Und da war auch noch die Gemeinschaft mit der Nordlicht-Runde – meinen Kolleginnen und Kollegen in Nord Neukölln. In den vielen Teamgesprächen und Gebeten konnte ich erfahren, was es heißt, wenn Kirche sich als expandierender Raum in dieser Welt versteht. Es erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit, dass ich miterleben durfte, wie in



aller Verschiedenheit am Ende es wichtig ist, »eins in Jesus Christus« zu sein (Gal 3,28).

Im letzten Jahr wurde deutlich, dass die »Interkulturelle« Pastoral ein Schwerpunkt im Erzbistum Berlin sein sollte. Diese Arbeit sollte enger mit den anderen Arbeitsbereichen im Bereich Pastoral verknüpft werden. So kam es, dass ich seit Beginn dieses Jahres ein Büro im Ordinariat habe und das IPZ sozusagen in die Arbeit der Referentin für Interkulturelle Pastoral aufgehen wird. Es geht immer noch darum, Kirche und Welt als eins zu verstehen, aber auch die verschiedenen Kontexte, in denen Menschen leben und glauben, zu berücksichtigen.

Das ist vielleicht für viele ein neuer Zugang, die Dimension Gottes in unserer Welt zu suchen und zu finden. Da kann neue Nähe zu anderen Gruppen und Kreisen entstehen, die wir mit einbeziehen sollten in das Wirken der Kirche im Erzbistum Berlin. Ich freue mich auf viele neue Kontakte und Aktivitäten!

Meine Kontaktinfos im EBO:
klaudia.hoefig@erzbistumberlin.de
Telefon: 030-32684330 oder 0151-53214781

AUF WIEDERSEHEN!



Sigg, Stephan:
Ich glaub an Dich!
 Das kleine Powerbuch zur Firmung
 Innsbruck, Wien: Tyrolia, 2020.
 64 Seiten
 ISBN 978-3-7022-3805-6
 EUR 9,95

Es ist nicht das erste Buch von Stephan Sigg, welches an dieser Stelle vorgestellt wird. Und vermutlich auch nicht das (vor-) letzte – denn die Produktivität des Theologen ist beeindruckend. Mehrere Dutzend Bücher hat er verfasst, der größte Teil davon richtet sich an Jugendliche, denen der jung gebliebene Schweizer (Jahrgang 1983) unter anderem mit Workshops und Schreibwerkstätten – neben seiner Tätigkeit als Autor, Journalist und (seit 2016) als Verleger – nahe geblieben ist.

Ich glaub an Dich!, zu Jahresbeginn erschienen, richtet sich an Firmlinge und will in Momenten der Ratlosigkeit, der Ungeduld und der Mutlosigkeit ein literarischer Energieriegel sein. In acht Kapiteln bieten Texte, Bilder, Gebete oder Illustrationen, liebevoll und zeitgemäß von der Innsbrucker Firma stadthaus38 gestaltet, Inspirationen und Vorlagen, die Jugendliche zum Nachdenken und Hoffnung schöpfen anregen oder einfach nur ermuntern sollen.

Frisch und modern layoutet, ist es ein Geschenkbuch im Hosentaschenformat – mit einem kleinen Schönheitsfehler, nämlich der schon titelseitig beworbenen »Tasche für ein Geldgeschenk«. In Verbindung mit dem Titel ist eine solche Profanisierung, so praxisnah sie auch sein mag, unnötig. Dies aber tut dem Inhalt keinen Abbruch.



Sigg, Stephan:
Startklar
 Sportliche Jugendgebete für
 Teamplayer und Einzelkämpfer
 Innsbruck, Wien: Tyrolia, 2020.
 93 Seiten
 ISBN 978-3-7022-3845-2
 EUR 9,95

Gerade erst erschienen ist Startklar, ebenfalls von Stephan Sigg geschrieben. Hier liegt der Fokus auf dem Thema Sport – und darauf, was der Glaube damit zu tun haben könnte. In Zeiten wie diesen – in denen Corona-bedingt Sport ein schwieriges und heikles Thema war (und ist) – richtet sich der Fokus der Gedanken, unfreiwillig zwar und sicherlich nicht geplant, dadurch aber durchaus neue Perspektiven eröffnend, auf die Fähigkeiten, die beim Sport (und im Leben) unabdingbar sind: Durchhaltewillen, Zähigkeit, Frust, Enttäuschung, Emotionen, Herausforderungen. Gleichfalls – aber anders – von stadthaus38 gestaltet, steht auf (fast) jeder Doppelseite ein ausdrucksstarkes (Sport-)Bild einem passenden Text gegenüber. Um das richtige warming-up geht es dabei, um Mannschaftssport und Teamgeist, um's joggen, biken, Ski fahren oder tanzen, aber auch um Respekt und fair-play, um Gelassenheit und Anspannung, um Euphorie oder um Niederlagen. Die Texte – Impulse, kleine Gebete oder Geschichten – versuchen deutlich zu machen, was wirklich wichtig ist, warum – und wofür – es sich zu kämpfen lohnt und dass es eigentlich immer um mehr geht als Leistung, Siege oder Rekorde.

Ein schöner und hosentaschenkleiner Begleiter für kurze Unterbrechungen im sportlichen Alltag, nicht nur für Freizeit- oder Profi-Sportler.



Heinzmann, Gottfried (Hg.):
Emmaus Sport.
 Dein Leben in Bewegung.
 Neukirchen-Vluyn: AUSAAT, 2015.
 40 Karten zzgl. Begleitheft
 ISBN 978-3-86687-111-3
 EUR 16,99

Die Verbindung von Religion und Sport ist nicht immer offensichtlich. Das ist manchmal bedauerlich, denn beide Themen überschneiden sich, schaut man genauer hin, überraschend häufig. Das beginnt schon mit dem Spruch von der »wichtigsten Sache der Welt« (je nachdem, ob man einen Theologen oder einen Fußballer [oder gar Sportfan] fragt) – und endet mit dem Ziel, dessen Erreichung in beiden Fällen, wenn auch der »Gewinn« ein anderer ist, die höchste Priorität hat. Dazwischen liegen zahllose Beispiele, die in beiden Bereichen wunderbar vergleichbar sind – es seien an dieser Stelle beispielsweise Fairplay/Nächstenliebe oder Teamgeist/Solidarität genannt, aber auch die Frage nach der individuellen Entwicklung (sportlich oder geistlich), nach dem Umgang mit Emotionen, nach Training und (Ein-)Übung oder der Einhaltung von Regeln.

Gewiss, das sind keine neuen Gedanken, aber bisweilen lohnt es sich tatsächlich, genauer hinzusehen – vor allem, wenn es eine so großartige Hilfe wie Emmaus Sport dafür gibt. Dabei handelt es sich um

eine Sammlung von 40 Impulskarten im DIN-A-6-Format sowie ein kleines Begleitheftchen, erschienen 2015 im Neukirchener Aussaat-Verlag. Die Grundidee für den EMMAUS-Glaubenskurs der evangelischen Kirche – den Emmaus-Gang der Jünger (vgl. Lk 24,13-35) als Lehrstück dafür zu betrachten, wie Menschen zum Glauben gelangen – stammt aus England, doch EMMAUS ist weniger ein reiner Glaubenskurs ist als vielmehr ein Konzept für einen beziehungsorientierten Gemeindeaufbau (»Emmaus – dein Weg mit Gott« bzw. »Emmaus – Auf dem Weg des Glaubens«). Neben »Emmaus Street« bildet »Emmaus Sport« hier eine Art zusätzliches Material, eben im Hinblick auf das Thema Sport.

Die 40 Karten sind in vier Kategorien eingeteilt – es geht jeweils 10 Mal um »Übungen erleben« (A), »Spielsituationen aufgreifen« (B), »Orte besuchen« (C) sowie »Geschichten erzählen« (D). Dabei sollen die Denkipulse anregen, »über Leben und Glauben, über Gott und die Welt, über Bewegung und Ruhepausen, über Teams und Fairness ins Gespräch zu kommen«. Emmaus Sport ist konzipiert für Sportprojekte und Sportgruppen im christlichen Kontext mit dem Fokus auf den Mannschaftssport, jedoch lassen sich viele der Impulse auch auf Individualsportarten übertragen.

Geschickt werden hier Lebensfragen – Wo gehst Du mit Deinen Sorgen hin?, Wie findest Du Deinen Weg?, Auf wen hörst Du?, Nach welchen Regeln lebst Du?, Wie gehst Du mit Herausforderungen um? – mit Glaubensimpulsen bzw. Bibelstellen verknüpft. Übersichtlich und sehr klar gestaltet, gibt es eine wiederkehrende Routine (Vorbereitung, Frage, Übung, [Gruppen-]Gespräch, Abschluss), wobei konkrete Situationen oder Orte variieren bzw. biblische Geschichten (z.B. Mk 1,16-20 – Was treibt Dich an?, Lk 10,25-28 – Wofür stehst Du? oder 1 Kön 19,1-8 – Was hilft Dir zu regenerieren?), in heutiger Sprache formuliert, den Rahmen für die jeweilige Fragestellung liefern.

Optisch und inhaltlich sehr ansprechend, bewährt gute haptische Qualität, methodisch durchdacht und von hohem Gebrauchswert – es wäre sehr gut investiertes Geld, legte man sich dieses Kartenset zu. Nur ein Wermutströpfchen ist zu entdecken – warum gibt es (noch) keine Fortsetzung?

Robert Gerke



Katsch, Matthias:

Damit es aufhört.

Vom befreienden Kampf der Opfer sexueller Gewalt in der Kirche.

Berlin: Nicolai, 2020.

166 Seiten

ISBN 978-3-96476-030-2

EUR 18,00

Ende Januar 2010 informierte der damalige Rektor, P. Klaus Mertes SJ, über Fälle sexuellen Missbrauchs in den 70er und 80er Jahren am katholischen Canisius-Kolleg in Berlin. Vorausgegangen waren zahlreiche Gespräche mit ehemaligen Schülern, die den Jesuiten bewogen hatten, das Schweigen zu brechen und an die Öffentlichkeit zu gehen. In einem Brief an über 600 ehemalige Schüler des 1923 gegründeten Gymnasiums in jesuitischer Trägerschaft gestand Mertes, er habe »mit tiefer Erschütterung und Scham (...) diese entsetzlichen, nicht nur vereinzelt, sondern systematischen und jahrelangen Übergriffe zur Kenntnis genommen«. In der Folge meldeten sich Hunderte weiterer Betroffener kirchlicher Einrichtungen, vor allem von Schulen in kirchlicher Trägerschaft.

Matthias Katsch, Jahrgang 1963, war zwischen 1973 und 1981 einer dieser Schüler am CK. Zehn Jahre nach Bekanntwerden der Missbrauchsfälle hat er nun ein Buch veröffentlicht, das neben autobiografischen Details auch die Entwicklung am Canisius-Kolleg, die Tage um den Jahreswechsel 2009/2010 sowie den Kampf um Aufklärung, Aufarbeitung und Entschädigung beschreibt – bis heute.

Katsch gelingt es dabei, die eigenen Leiden schonungslos offen und detailliert zu beschreiben, ohne dass sich der Leser als Voyeur fühlt; zugleich mutet er ihm viel zu, denn hier geht es nicht »nur« um strafba-

re Handlungen, sondern es geht um Machtmissbrauch und Vertrauensbruch, um unterlassene Hilfe und systematisches Schweigen, es geht um das Wegsehen und nicht-wahr-haben-wollen in einer Institution, deren Kernbotschaft verraten wurde, aktiv vielleicht nur von einigen wenigen, aber passiv von vielen und, vor allem, von ihrer Leitung. Es geht um das System Kirche, die sich – bis heute – schwer tut mit einer systematischen, konsequenten, umfassenden Aufarbeitung des Geschehenen. Es geht um Frustration und Enttäuschung, um Vertuschung und Verzögerung – und es geht um das Vertrauen in diese Institution.

Gewiss, man fällt keinen Baum, an dem sich einige schlechte Früchte befinden. Das aber ist auch nicht das Anliegen Katschs. Schonungslos legt er offen, warum und wie das »System Kirche« begünstigend war für die Übergriffe auf Kinder und Jugendliche – Schutzbefohlene! –; er stellt den jahrelangen, schmerzhaften, oft demütigenden Kampf der Opfer dar, die einerseits erneut zu Opfern werden, wenn sie zu belegen versuchen, was ihnen angetan wurde, und andererseits machtlos zusehen müssen, wenn die Aufarbeitung nur halbherzig geschieht, Täter aufgrund von Persönlichkeitsrechten geschützt werden oder um Hilfsleistungen, Anerkennungszahlungen oder Entschädigungssummen geheißelt wird.

2020 ist nicht 2010 – vieles hat sich inzwischen geändert. »Die Kirche« hat in Sachen Prävention vorbildlich viel getan. Es gibt Fortbildungen, Beauftragte, Konzepte, es gibt eine große Offenheit dem Thema gegenüber und zunehmend mehr Transparenz, es gab und gibt Entschuldigungen, Eingeständnisse, Aufarbeitungen.

Personelle Konsequenzen, Rücktritte gar? Kaum. Eine aus Opfersicht annehmbare Regelung, für die entstandenen Schäden aufzukommen? In weiter Ferne. Katsch weiß das, und er benennt es. Denn er war nicht nur Opfer, seinerzeit, sondern er ist einer der Vorreiter der Aufklärung dessen, was oftmals, so scheint es, erst dann zugegeben wird, wenn es sich nicht mehr verheimlichen lässt. Als Aktivist oft unbequem, aber unbeugsam, streitet er für die Rechte der Opfer, für Aufklärung, für Aufarbeitung, für Hilfe und für Genugtuung, auch finanzieller Art – als Mitglied der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs, als Mitbegründer der Betroffeneninitiative Eckiger Tisch oder als Mitinitiator der internationalen Vereinigung Ending Clergy Abuse (ECA), bei der er einer von fünf Direktoren ist.

Vieles deutet darauf hin, dass schulintern durchaus bekannt war, was passiert ist – vielleicht nicht in der unfassbaren Gänze, vielleicht nicht hinsichtlich der hohen Opferzahl, die aus Scham oder Angst oder gar Schuldgefühlen lieber zu schweigen vorzog. Dass dies inzwischen anders ist, ist auch Katsch zu verdanken. Doch geht es hier nicht nur um die Geschichte des Canisius-Kollegs. Es geht um die Würde des Menschen, es geht um das »System Kirche«, um die Haltung zur Sexualität, um Hierarchien, um Macht, Beteiligung und Kontrolle. Sein Buch ist nicht nur eine einfache Abrechnung, er zeigt auch Strategien auf, die es künftig umzusetzen gilt – Aufklärung und Aufarbeitung, Anerkennung, Beratung, Versorgung und Entschädigung, Prävention, Schulung und Ausbildung von Fachkräften sowie strukturelle Veränderungen.



Bove, Luisa:

Giulia und der Wolf.

Die Geschichte eines sexuellen Missbrauchs in der Kirche.

Innsbruck, Wien: Tyrolia, 2020.

190 Seiten

ISBN 978-3-7022-3834-6

EUR 17,95

Hätte sexueller Missbrauch mit dunklen Kellern zu tun, mit brutaler Gewalt oder sich spontan ergebenden Gelegenheiten, vielleicht würde die Nachvollziehbarkeit leichter fallen. Vielleicht sucht der fassungslose Betrachter aber auch nach einer einfachen Erklärbarkeit, um den grauenhaften Gedanken nicht zulassen zu müssen, dass Täter allzu oft geplant vorgehen, gezielt Opfer suchen, sie manipulieren, ihre »Taten« lange – und gründlich – vorbereiten und zudem zu erreichen versuchen, das Opfer sich nicht als solche fühlen, sondern Mitschuld verspüren und nicht verstehen können, was und dass ihnen etwas angetan wurde. Oder dass das Geschehene eben nicht weit, weit weg geschehen ist, sondern in der unmittelbaren Nachbarschaft, bewusst und absichtsvoll von Menschen begangen, die eigentlich über alle Zweifel erhaben sein sollten, eigentlich.

Die Geschichte von Giulia zeigt das, so deutlich und unangenehm wie irgend möglich. Giulia heißt eigentlich anders, und Giulia hat ihre Geschichte auch nicht selbst geschrieben, sondern die italienische Journalistin Luisa Bove. Über mehrere Jahre wurde Giulia von einem Priester in Mailand missbraucht – dem »Wolf« –, und es brauchte viele, viele Jahre, bis sich Giulia dessen bewusst wurde und noch einige Zeit mehr, um sich wieder ins Leben zurück zu kämpfen.

Mit beklemmender Offenheit und durch die Ich-Erzählweise großer Nähe berichtet dieses Buch von einem Drama, dass es so niemals hätte geben dürfen. Eindringlich und detailliert erfährt der Leser die Geschichte eines Missbrauchs in den 80er Jahren, begangen von einem katholischen Priester und Leiter eines Jugendzentrums, der sich Vertrauen, Abhängigkeit und Schuldgefühle zunutze machte. Es erzählt aber zugleich auch die Geschichte des Versagens der Institutionen, es berichtet über das Wegsehen, das nicht-wahr-haben-wollen, über die Dynamik des Geschehens, über die Auswirkungen und Folgen für das Opfer.

Es ist ein verstörendes Buch, das weh tut, aufrüttelt, wütend macht. Aber es ist auch ein wichtiges Buch, weil es erklärt, nachvollziehbar macht und eine Botschaft enthält: Opfer haben niemals (Mit-)Schuld, es gibt keine »ehemaligen« Opfer; vielleicht kann es einen Umgang mit den Taten geben, vielleicht sogar Aufarbeitung, Vergebung gar. Aber die Wunden, die Demütigung und Gewalt hinterlassen, verjähren nicht.

NETZWERKARBEIT IN PASTORALEN RÄUMEN: KONKRETE HANDLUNGSSCHRITTE

M. Zimmer, B. Hucht, L. Drebber:

KURSBUCH

Netzwerkarbeit konkret!

Kompetent und wirksam
im Sozialraum agieren.

Hg. im Eigenverlag von der

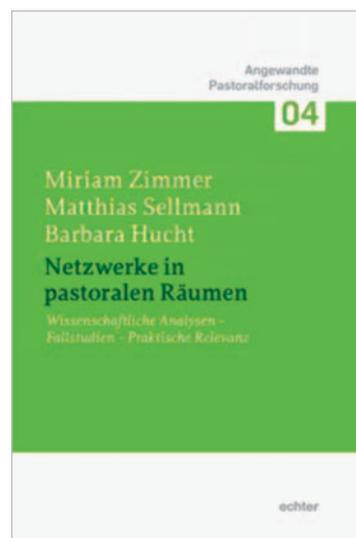
HA Pastorale Dienste

im Erzbistum Paderborn und

dem ZAP Bochum.

Ebendort zu erwerben.

20,00 €



Das vorliegende Kursbuch hat sich zum Ziel gesetzt, für das »Denken und Handeln in Netzwerkdynamiken als Steuerungsmodell großer pastoraler Räume« (S.6) nach einer kurzen theoretischen Einführung praxis- und handlungsanleitende Impulse für pastorale Kursleiter/-innen, Trainer/-innen und Coaches zu geben. (S.14) Zielsetzung dieses Handelns soll eine Netzwerkarbeit als Gestaltungsoption für teilnehmende kirchliche (und zivilgesellschaftliche) Organisationen im Sozialraum sein, damit unterschiedliche Akteur/-innen für Menschen in ihrem Lebensumfeld zusammen wirken können. (S.10)

In pastoralen Räumen bleibt der doppelte Sendungsauftrag der Kirche bestehen: Dem Volke Gottes in den pastoralen Grundvollzügen (Liturgie, Verkündigung und Diakonie) nahe zu sein und allen Menschen guten Willens zur Seite zu stehen. Netzwerke, die vor allem im zweiten Aspekt der Sendung verortet sind, sollen lokale Handlungsakteure verbinden, um Menschen in ihren Lebens- und Sozialräumen wahrzunehmen und als Kirche in der und für die Gesellschaft zu wirken. (S.11) Wichtige Kriterien für die Partizipation an Netzwerkmodellen sind u.a. ein langfristiges Engagement, Offenheit für die unterschiedlichen Akteure, eine Nutzenorientierung und die Freiwilligkeit der Teilnehmenden. (S.18) Netzwerke sind pastoralen Räumen folglich nicht anzuordnen, sie müssen aus den kirch-

lichen Orten selbst mit innerer Motivation erwachsen.

Für das praktische Herangehen schlägt das Kursbuch sechs Module mit mehreren thematischen Einheiten vor, wobei jedes Modul an einem Seminartag durchgeführt werden kann. Jeder Tag endet dabei mit konkret zu erfassenden Ergebnissen.

Innerhalb eines Seminartags gibt es unterschiedliche Schritte, wie dieser (zeitlich, räumlich, inhaltlich und methodisch) zu gestalten ist. Die Handlungsempfehlungen sind dabei sehr konkret: Gruppengröße, Diskursfragen, Arbeitsmaterialien aber auch Folien für Plenum-Inputs liegen ausgearbeitet vor. Das Buch bietet auch weiterführende Links, um die Folien visuell zu präsentieren. Am

Ende eines jeden Seminartags sollen die Ergebnisse zusammengeführt, systematisiert und konkrete Handlungsoptionen benannt werden – so erfährt ein Modul seinen erfolgreichen Abschluss erst, wenn alle Beteiligten praktische Optionen mitnehmen. (S.50f.)

Die sechs Module können in chronologischer Reihenfolge absolviert werden; es ist jedoch auch möglich, nur einzelne Module herauszugreifen und zu absolvieren. Zu beachten ist allerdings, dass ausschließlich Modul 1 die theoretische Hinführung in die Netzwerktheorie bietet. (S.42f.)

Den Autor/-innen des Kursbuches ist bewusst, dass neben der persönlichen Motivation eine grundsätzliche Fähigkeit zur Sozialraumanalyse seitens der Teilnehmenden vorhanden sein soll. Auf diese wird mithilfe eines graphisch dargestellten Kompetenzmodells (S.13) eingegangen, so dass (leistbare) Anforderungen an Fach-, Human- und Sozialkompetenz für die unterschiedlichen Akteur/-innen und pastorale Berufsgruppen plausibel vermittelt werden. Das einleitende Beispiel in das Kursbuch – »Allein oder einsam«: Nachbarschaftshilfe für ältere Menschen – zeigt, wie die Kirche den biblischen Auftrag zum Dienst am Nächsten erfüllt und zugleich mit anderen Akteur/-innen im Sozialraum Menschen hilfreich zur Seite steht. Bei aller wissenschaftlich vernehmbaren Skepsis, pastorale Aufgaben aus organisationssoziologischen Impulsen strukturell anzugehen, zeigt dieses Beispiel, wie ein Netzwerk in pastoralen Räumen dem biblischen Kernauftrag gerecht wird und zugleich gewinnbringend in einer pluralistischen Gesellschaft verankert ist. Hierfür möchte das Kursbuch eine motivierende und praktisch machbare Handlungsanleitung geben.

Dr. Sebastian Kießig,

Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt



ERZBISTUM
BERLIN

www.erzbistumberlin.de/ehrenamt



**3-tägige
Fortbildung**

Zielgruppe

Der Basiskurs ist offen für alle ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiter/-innen, die Ansprechpartner/-innen für Ehrenamtliche oder Engagementinteressierte sind.

Inhalt

Die Teilnehmenden erarbeiten Grundlagen für die Weiterentwicklung der Ehrenamtskultur in Pfarreien und kategorialen pastoralen Handlungsfeldern



Ehrenamtskoordination

27.–29. August 2020

Tagungszentrum der Katholischen Akademie
Hannoversche Str. 5 b, 10115 Berlin- Mitte